This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

DQ
A7

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Aargauer
istorisches Taschenbuch.

1860.

DQ 3(
A73

Aargauer
Historisches Taschenbuch.

1860.

DQ 3
A73

Aargauer
Historisches Taschenbuch.

1860.

DQ 301
A73

Taschenbuch

der

historischen Gesellschaft

des

Kantons Aargau

für das Jahr 1860.

Verfaßt

von

E. L. Rochholz, Professor in Aarau. und K. Schröter, Stadtpfr. in Rheinfelden.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1860.

DQ 3
A73

Inhalt.

		Seite
Belagerung der Stadt Rheinfelden im J. 1634	(von K. S.)	1
Geschichte des Schlosses Brunegg, mit einem antiquarischen Kärtchen des Birrfeldes	(von A. H.)	57
Geschichtliche Inschriften, Hausreime, Grabschriften	(von E. L. R.)	104
Ueber Sammlung und Erklärung historischer Sagen	(von E. L. R.)	125

DQ 3(
A73

Vorwort.

Am 3. November 1859 waren bei achtzig Männer aus allen Theilen unſers Kantons zu Brugg zuſammen getreten, um zur Gründung einer Aargauer Hiſtoriſchen Geſellſchaft zu ſchreiten. Die im Entwurfe vorgelegten Vereinsſatzungen wurden für einſtweilen genehmigt, die Vorſtände gewählt und die Mittel beſprochen, um dem unwillkommenen Stillſtand ein Ende zu machen, in den der Betrieb der vaterländiſchen Geſchichte bei uns gerathen zu wollen ſchien. Man beſchloß die alljährliche Herausgabe zweier Vereinsſchriften, nämlich eines Archivs und eines Taſchenbuchs. Das Vereinsarchiv, auf vier Jahreshefte angelegt, iſt beſtimmt, theils ein aargauiſches Urkunden-Inventar zu ſein, worin neben der Regeſtenſammlung auch unſere Rechtsalterthümer überhaupt zur Veröffentlichung gebracht werden ſollen, theils hat es ſolche Abſchnitte der Landesgeſchichte in Behandlung zu nehmen,

die bis jetzt einer diplomatisch genauen Darstellung noch entbehren. Damit hat das Archiv die Aufgabe, im Anschluss zu stehen mit den Arbeiten der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, es hat deren Untersuchungen in seinem Kreise wissenschaftlich zu fördern. Seine ersten Hefte werden noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Das Taschenbuch macht es sich zur Aufgabe, aus dem Gebiete unserer Aargauer Landesgeschichte solcherlei Stoff auszuheben und zu bearbeiten, durch welche auch unter einem weniger vorbereiteten Leserkreise eine warme und würdige Empfindung für die Heimathskunde erweckt werden könnte. Das Archiv gehört demnach der Untersuchung und Urkundenkritik an, das Taschenbuch dagegen einer auf Forschung gegründeten Darstellung und Erzählung; jenes dient wissenschaftlichen Zwecken allein, dieses zugleich volksthümlichen.

Die mit Herausgabe beider Werke beauftragte Redaktions-Commission legt hier den ersten Jahrgang des Taschenbuches ihren Vereinsmitgliedern vor und wird sich beeifern, den zweiten nächstjährigen, zu dem der geeignete Stoff bereits angesammelt ist, rechtzeitig nachfolgen zu lassen.

Die viererlei Abschnitte dieses gegenwärtigen Büchleins sind zwar ihrem Inhalte nach ziemlich verschiedenartig; gleich

DQ
A73

wohl erfolgte die Wahl und Behandlung dieſer Stoffe nur nach einer vorausgegangenen gemeinſamen Erwägung, und es wird daher nicht unbeſcheiden ſein, mit ein paar erklärenden Worten auf den in jeder Arbeit liegenden Geſichtspunkt hier noch hinzuweiſen.

Die Belagerung der Stadt Rheinfelden im J. 1634 ſchildert das Schickſal, das eine nun ſchweizeriſche Landſchaft während des dreißigjährigen Krieges mit dem übrigen Deutſchland zu erdulden hatte. Das Frickthal gehört damals noch zum deutſchen Reiche und muß nach dem alten Lehrſatze der Weltgeſchichte für die Sünden ſeiner Herren büßen. Vergebens wendet es ſich an den entfernten Kaiſer; vergebens fleht es den Schutz der Schweiz an, an deren Grenze es liegt, in deren bürgerliche Ruhe es ſich hinein ſehnt. Es bleibt unerhört und einem dreifachen Feinde preisgegeben. Da erhebt ſich Bürger und Bauer, da leiht ihnen auch der tapfere Mercy ſeinen Heldenarm; aber auch dieß bleibt erfolglos. Nicht eher weicht der räuberiſche Soldat aus der Provinz, als bis die dreimal belagerte Stadt um ihren letzten Beſitz gebracht und unbewohnbar gemacht iſt und die an ihren Mauern zunächſt gelegenen zwei Dörfer für immer vom Erdboden weggetilgt ſind.

Die Geſchichte des Schloſſes Brunegg iſt die Jugendarbeit eines der Heimath durch den Tod zu früh entriſſenen Mannes. Sie war urſprünglich nicht zur Veröffentlichung angelegt, daher mußte ſie nun an einigen Orten verkürzt, an andern dagegen erweitert und an der Hand der ſeither für dieſen Geſchichtsabſchnitt erſt zugänglich gewordenen Urkunden beträchtlich umgearbeitet werden. Gleichwohl ſchien dieſer Gegenſtand den Zwecken des Taſchenbuches beſonders dienlich. In anſchaulicher Weiſe entwickelt ſich hier die ganze Schickſalsreihe, welche faſt alle die hundert Burgen unſers Landes durchzumachen hatten, wenn ſie von der Römerzeit an bis auf die Gegenwart ausgedauert haben. Mit der Geſchichte des Schloſſes vermiſcht ſich aber noch diejenige der in der Schweiz ſo berüchtigt gewordenen Geßler. Dieſes Adelsgeſchlecht, einſt in unſerm Gau ſo blühend und reich, kommt ſeitdem das Aargau ſchweizeriſch wird, raſch aus ſeinem Beſitzthum und ſucht entweder durch Auswanderung der gänzlichen Verarmung zu entgehen, oder es verbleibt im Land und ſinkt dann zur Unſcheinbarkeit eines Bauerngeſchlechtes herab.

Der dritte Abſchnitt bringt eine Sammlung von geſchichtlichen Inſchriften, ältern Hausreimen, Wand- und Grab-

DQ 3
A73

schriften. Viele dieser hier verzeichneten Zeitsprüche sind sammt den Gebäuden, zu denen sie gehörten, nun schon verschwunden, und werden jetzt dem gänzlichen Verkommen entzogen; andere empfehlen sich durch die Innigkeit ihrer Empfindung, oder durch alterthümliche Weisheit, durch Sprachkraft und Volkshumor. Sie erläutern und beweisen das Sprichwort: In alter Scheide steckt oft ein guter Degen, der Strohhut deckt oft die besten Gedanken.

Der letzte Abschnitt handelt von den historischen Sagen des Aargau's. Er versucht einer begründeteren Anschauung über unsere Landessagen Wege zu bahnen sowohl beim Volke, dem man dieses Gebiet der Tradition schon lange verdächtigt hat, wie auch beim Gebildeten, der dasselbe nicht weiter, als eben der historische Faden darin zu reichen scheint, der Berücksichtigung werth hält. Meint man doch bald überall, an diesen Traditionen sei nichts gelegen, weil sie einer längst entschwundenen Zeit angehören und es ja nur auf die Gedanken der Gegenwart ankomme. Hier nun wurde mit Absicht ein Beispiel aus der Rechtssage zur Behandlung gewählt, weil sich daran der Nachweis liefern läßt, daß selbst die alte Rechtssage, obschon sie der Historie am nächsten liegen muß, nicht aus den Begriffen des Rechts, sondern

aus den noch ältern des religiösen Glaubens der Vorz
allein erklärt werden kann. Damit, daß dann eine und di
ſelbe Sage von Hochaſien nach Europa herein reicht, üb
die ſchmale Schweiz weg bis nach Island hinauf wande
und dorten wie hier auf die heutige Stunde fortdauert, d
mit iſt ein der gemeinen Erfahrung verſchloſſener höher
Gehalt der Sage überhaupt dargethan. So machen auch hi
viele kleine Quellen zuletzt den mächtigen Strom.

Die Verfaſſer.

Die

Belagerung der Stadt Rheinfelden

durch den

Rheingrafen Johann Philipp

im Jahr 1634.

Bereits vierzehn Jahre lang hatte der dreißigjährige Krieg seine Gräuel und Drangsale über das deutsche Reich in vollstem Maße ausgeschüttet. Rheinfelden und das Frickthal waren, wie auch die übrigen österreichischen Vorlande, bisher vom blutigen Jammer verschont geblieben, aber nur um denselben bald im höchsten Grade zu erfahren. Feind und Freund wetteiferten in zügelloser Willkür; übermäßige Brandschatzungen stürzten Gemeinden, Corporationen wie einzelne Bürger in eine ungeheure Schuldenlast, und getreulich halfen die unzertrennlichen Gefährten des Krieges — Seuche und Hungersnoth, das Bild des Elendes zu vervollständigen. Ein solches Loos traf auch Rheinfelden, und wir wollen in Nachfolgendem eine Darstellung der 21wöchigen Belagerung der Stadt durch den Rheingrafen Johann Philipp zu geben versuchen. Noch ist dieses denkwürdige Ereigniß lebhaft auszesprochen im Volksmund, in Sagen und Anekdoten; es mag darum hier eine Schilderung willkommen sein, die sich nicht allein auf bereits gedruckte Quellen, sondern namentlich auf gleichzeitige Tagebücher stützt und auf mehrere im Rheinfeldner Archiv sich vorfindende Handschriften.

Durch den Tod des Erzherzogs Maximilian war i
Jahr 1620 die Verwaltung der vorderösterreichischen Lan
in die Hände des Erzherzogs Leopold, eines Bruders d
Kaisers Ferdinand II. gekommen. Dieser war zuerst Bisch
von Straßburg und Passau, legte aber, da in kurzer Z
mehrere Glieder des österreichischen Fürstenhauses starbe
das Priestergewand ab, heirathete die geistreiche Claud
Felicitas, Prinzessin von Toskana, und übernahm als we
licher Fürst die Regierung der Vorlande. Die Gefahre
welche dem Breisgau von den Truppen der evangelisch
Union droheten, nöthigten ihn, die wichtigsten Punkte d
Landes sowohl zu befestigen, als auch mit Besatzungen
versehen. Patriotisch gesinnt und dem Landesfürsten tr
ergeben, hatten die vorderösterreichischen Landstände zu wi
derholten Malen bedeutende Summen als außerordentlic
Kriegssteuer bewilligt. Die Befestigungen in Breisach, Rhei
felden und andern Orten wurden durch Frohnarbeiten au
geführt und die Besatzungen mußten größtentheils von d
Städten erhalten werden.

Als der schwedische Feldmarschall Gustav Horn und d
Rheingraf Otto Ludwig allmählich in das südliche Deutsc
land vordrangen und einen großen Theil vom Breisgau u
Elsaß erobert hatten, suchte Rheinfelden sich vor einem feind
lichen Ueberfall sicher zu stellen. Die Bürgerschaft, unter
stützt von Landleuten, welche mit Habe und Gut hinter de
Mauern der Stadt ihre Zuflucht genommen hatten, war m
Waffen hinlänglich ausgerüstet und hatte an Junker Melchio
von Rosenbach einen wackern und kriegskundigen Haup.

DQ 3
A73

Eine noch beſſere Garantie für ſeine Sicherheit glaubte Rheinfelden in dem Verſprechen der Stadt Baſel zu erblicken, ſich nicht nur als eidgenöſſiſche Stadt neutral zu verhalten, ſondern auch zur Abwendung jeder der Nachbarſtadt drohenden Gefahr mitzuwirken. Und doch geſchah von Baſel aus der erſte feindliche Angriff.

Ein ſchwediſcher Oberſt, Johann Forbes, kam im Spätjahr 1632 nach Baſel, um daſelbſt kriegsluſtige Schweizer anzuwerben, aber auch, um als Agent der ſchwediſchen Krone wirkſam zu ſein. Ein Hauptzweck ſeines Basler Aufenthaltes war aber, Augenmerk auf die Waldſtädte am Rhein zu haben und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um ſich derſelben zu bemächtigen. Dieſe Abſicht hatte er auch in ſeinem Gaſthauſe daſelbſt in öffentlicher Geſellſchaft ausgeſprochen: „er habe Befehl von ſeinem König, die vier Waldſtet in crafft ſeiner hin vnd wider geſpiegelten potenzen bei verlierung ſeines Leibs vnd Lebens aufzufordern, auch widrigenfalls mit Feuer vndt Schwerdt zu verfolgen.“ Am 2. September 1632 machte er den erſten Verſuch, ſeinen Plan auszuführen. Mit ungefähr 30 Reitern kam er von Baſel aus nach Rheinfelden, ließ durch einen Trompeter die Bürgerſchaft auffordern, ſich zu ergeben und eine ſchwediſche Beſatzung aufzunehmen. Mit Hohn wurde die Aufforderung zurückgewieſen. Nach 10 Tagen erſchien Forbes wieder vor den Mauern Rheinfeldens mit verſtärkter Macht. Beim kaiſerlichen Zollhaus zu Kaiſten (dem jetzigen Wirthshaus zu Dreikönigen) ließ er die Mannſchaft zurück, ſprengte mit einigen Reitern vor das obere Stadtthor und forderte abermals die

Bürgerſchaft zur Uebergabe auf. Als Antwort wu
erklärt, man werde als gute Unterthanen des g
Hauſes Oeſterreich die Stadt mit Gut und Blut verth
Plündernd zog nun Forbes mit ſeiner Schaar über
Olsberg, Magden, Zeiningen, Wegenſtetten nach Erl
wo der gemachte Raub an Schweizer verkauft wurde

Dies veranlaßte den Oberbefehlshaber der kai
Truppen in den Vorlanden und zugleich Präſidenten
gierung, Wilhelm, Markgrafen von Baden,
ſatzung in Rheinfelden zu verſtärken. Eine Kompagn
angeworbenen Landſtreichern beſtehend, kam dahin un
von der Stadt verpflegt werden. Offiziere wie Sold
nahmen ſich aber wie in einem eroberten feindlichen
plünderten in den Häuſern, was ihnen gefiel, und erz
außer den vom General-Feldwachtmeiſter Ernſt, Gra
Montecuculi, feſtgeſetzten Verpflegegeldern noch Brandſ
gen. Die dringendſten Vorſtellungen an die Regierun
nichts, da dieſe weder die Macht noch die Abſicht
durch ſtrenge Verordnungen die Mannszucht zu han
Selbſt von Enſisheim, ihrem gewöhnlichen Sitze ver
hatte ſie ſich unter den Schutz der Beſatzung von
geſtellt. —

Der Erfolg des Feldzuges, welchen nach Guſtav
Tode der Marſchall Horn und der Rheingraf Otto
im Breisgau und Elſaß unternahmen, war ein glü
Schlettſtadt, Enſisheim, Kolmar, Freiburg und ande
tige Orte waren in die Hände der Sieger gekommen
Erzherzogin Claudia, welche nach dem Tode ihres G

die Regierung der Vorlande übernommen hatte, war besorgt für die übrigen festen Plätze und schrieb im Januar 1633 an die Stadt Rheinfelden zur Beschwichtigung der daselbst gegen die Besatzung herrschenden ungünstigen Stimmung: „von allen orthen habe sie vernommen, daß die armen vnderthanen, sambt weib vnd kindt durch den feind in eisserste noth, ellendt, clainmüthigkeit vnd entliche desparation gebracht worden“ — sie hoffe, die Stadt Rheinfelden werde „ihre trew vnd tapferkeit im werk erzeigen vnd mit dem feind nur in der eisserstен noth einen accord eingehen“. Die Bürgerschaft erklärte sich bereit, alle Opfer bringen zu wollen, verlangte aber dagegen eine schonendere Behandlung von Seite der Besatzung und Abhülfe der herrschenden Uebelstände. Um den Schweden einige Plätze im Elsaß und Breisgau zu entreißen, errichtete der österreichische Generalfeldmarschall Graf von Schauenburg an verschiedenen Orten Musterungs- und Sammelplätze zur Rekrutirung seines Heeres. Von den vier Städten am Rhein verlangte er, daß man ihm nicht nur Mannschaft, sondern auch Waffen, Munition und Lebensmittel zusende, sonst werde er sie den Feinden überlassen. Die Städte versprachen ihm den vierten Mann mit Ausrüstung zu stellen, selbst den nöthigen Vorrath an Pulver anzuschaffen und dafür zu sorgen, daß keine Frucht außer Landes komme. Graf von Schauenburg nahm dieses Anerbieten an und gelobte dann eidlich, die Mannschaft nicht außer Lands zu führen, sondern zu dessen Vertheidigung zu verwenden. Dies Versprechen eiferte zu neuer Opferwilligkeit an. Für die Regierung hatten die vier Städte, das

Rhein- und Frickthal (das obere Rheinviertel genannt)
Summe von 20,000 Gld., zu hohen Prozenten zin
an verschiedenen Orten erhoben; die Stadt Rheinfelden
lieh der Erzherzogin 15,000 Gld. Zu Aufbringung
Summe verpfändeten die meisten Bürger, da sie kein b
Geld besaßen, ihr Silbergeschirr. Am 3. Mai 1633 er
eine Abtheilung der Reiterei des Rheingrafen Otto
wig in der Nähe von Rheinfelden. Die Besatzung, ver
durch eine Reitertruppe, welche von Breisach gekommen
um die Frau des vorderösterreichischen Kanzlers dorth
begleiten, machte einen Ausfall und vertrieb den Feind.
gegen hatte der Graf Montecuculi das Unglück, bei
Ausfall aus Breisach vom Feinde vollständig besiegt ur
fangen zu werden. Der Rheingraf Otto Ludwig g
den Sieg benutzen zu müssen und zog in die obere
grafschaft, unterwarf sich Neuenburg am Rhein, Baden
und Rötteln und rückte gegen Rheinfelden.

Obwohl die Regierung das Versprechen gegeben, d
Lande aufgebotene Mannschaft zur Vertheidigung der
am Rhein zu verwenden, so zogen sich dennoch die öster
schen Feldherren mit dem größten Theil des Heeres au
Gebiete zurück und ließen in Rheinfelden nur eine klei
satzung von 300 Mann zurück, welche mit geringer Mu
und Getreidevorrath versehen war. In dieser Noth w
sich die vier Waldstädte an die Tagsatzung der Eidgen
welche damals in Baden versammelt war, und stellte
Ansuchen: Die eidgenössischen Stände möchten nach B
mung der Erbeinigung das Gebiet der vier Städte al

tral erklären und den Rheingrafen bewegen, von Besetzung desselben abzustehen. Die Tagsatzung verlangte von beiden kriegführenden Theilen die Erklärung, daß die Waldstädte und das Frickthal bis zum Friedensschlusse neutral bleiben sollten. Der Rheingraf Otto Ludwig achtete jedoch diese Bestimmung nicht, sondern brach am 5. Juli 1633, Vormittags 11 Uhr mit einem starken Heere zu Pferd und zu Fuß von Rötteln auf, gegen Rheinfelden. Eine Abtheilung seines Heeres ließ er bei Grenzach über den Rhein setzen und durch das Schweizergebiet vor Rheinfelden marschieren; er selbst blieb mit einer andern Abtheilung auf dem rechten Rheinufer. Von beiden Seiten wurde die Stadt mit Heftigkeit beschossen. Zehn Tage dauerte die Belagerung, wobei die Gebäude und die Ringmauer bedeutenden Schaden erlitten. Da die Besatzung wenig Munition hatte, so konnte das Feuer nur schwach erwidert werden, und da von den österreichischen Feldherren keine Hülfe zu erwarten war, der Adel, ein Theil der Geistlichkeit, die herrschaftlichen Beamten, ja selbst die höhern Offiziere sich nach Basel oder andern eidgenössischen Orten geflüchtet hatten, so beschloß die Bürgerschaft, sich dem Feinde zu ergeben (15. Juli). Der Besatzung wurde bewilligt, mit Rüstung und voller Bewaffnung abzuziehen, um sich nach Breisach zu begeben; allein schon unter dem Thore der Stadt ließen sich ungefähr 200 bei den Schweden anwerben. Der Rheingraf Otto Ludwig ließ sich von der Stadt eine Brandschatzung von 2250 Pfund (das Pfund zu Fr. 1. 71) bezahlen, dagegen versprach er jede weitere Plünderung zu verhüten. Allein die Soldaten

kümmerten sich nicht um den Vertrag, sie plünderten u
zerstörten namentlich die Häuser der geflüchteten Beamten u
Geistlichen. Der Schaden, den die Bürgerschaft bei die
Plünderung erlitt, wird in einem amtlichen Verzeichniß a
60,000 Pfd. geschätzt. Auch die umliegenden Ortschaft
wurden der Beraubung preisgegeben, zwei in Brand gest
und alle Feldfrüchte zerstört*). Um sich vor weitern G
waltthaten der Soldaten zu schützen, bezahlten die vier Stä
mit dem dazu gehörenden Gebiet an den Rheingrafen e
neues Brandgeld von 15,000 Gld. — Nachdem Otto Lu
wig sich der Orte im obern Rheinviertel bemächtigt hat
ging er nach Breisach zurück, um die Belagerung dieser F
stung fortzusetzen, ließ aber in Rheinfelden seinen Hofsta
bestehend in 15 Personen, zurück, welchem die Stadt wöchen

*) Ein Zeitgenosse berichtet über diese Verwüstungen: „Wie w
es ein stattliche und reiche Ernd geben, welche in vil Jahr
nit also geraten, aber ist den Landleuthen nit zuo Nutz kom
men, hat sich auch kainer auf seinem Guot oder Acker, bi
er nur ein Handvoll hette dörfen abschneiden, blicken lasse
were sonsten gleich nidergeschossen worden. Die Soldaten ab
in alle Orth rottenweise eingefallen und allein die Ären ober
her abgeschnitten, gantze Kärren und Säck voll hinwegg
fiehrt. Andere haben die Ären gleich mitten im Acker ab
getreſt und zehnmal mehr verderbt, weder sie ihnen zuo N
gemacht. Welches die arme Leuth in solche Armuot, N
und Noth gebracht, daß sie vor grosem Hunger und Krum
erkranket, erstlich das Hauptwee, die abschewlich Pest, u
andere Ungelegenheiten bekommen.“ — (Thomas Mallinger
Tagebuch.)

DQ 3
A73

lich 220 Reichsthaler ausbezahlen mußte. Zu Platzkommandanten wurden die beiden Obersten Cronek und Ziller ernannt. Die Garnison betrug 700 Mann. Täglich nach beendigtem katholischen Gottesdienst betrat ein protestantischer Geistlicher die Kanzel und die Einwohner wurden, entgegen der in der Kapitulation ausbedungenen Religionsfreiheit, von den Soldaten genöthigt, die Bekehrungspredigten anzuhören. Ebenso war bei der Uebergabe der Stadt die Ausübung ihrer bisherigen Rechte und Freiheiten vorbehalten worden, allein die Kommandanten setzten willkürlich Beamte ab und ein.

Unfähig, den Bedrängten auf andere Weise Hülfe zu verschaffen, wandte sich die Erzherzogin Claudia an die eidgenössische Tagsatzung mit dem Gesuche, die Neutralität der vier Waldstädte mit Gewalt zu behaupten, und die Schweden daraus zu vertreiben. Den Bemühungen des schwedischen und französischen Gesandten gelang es aber, daß die Tagsatzung nichts anderes that, als daß sie vom Rheingrafen Otto Ludwig eine Erklärung verlangte und erhielt, seinerseits die besetzten Orte mit weitern Contributionen verschonen zu wollen. Die Offiziere und Soldaten der Besatzung in Rheinfelden achteten jedoch dieses Versprechen nicht im Geringsten, fuhren in Erpressungen und Plünderungen fort und wollten sich sogar der Kirchenglocken bemächtigen, wovon sie nur durch abermalige Bezahlung einer bedeutenden Summe abgehalten werden konnten. Täglich mußte die Bürgerschaft an den Unterhalt der Besatzung abliefern: 10 Saum Wein, 10 Centner Fleisch, 10 Viernzel Korn und 5 Viernzel Haber, das Viernzel zu 247 Pf. Gewicht gerechnet. In dieser betrübten Lage

sehnte sich die Stadt nach baldiger Erlösung von dem Feind. Diese erschien. Aus Italien war der spanische Feldherr Herzog von Feria mit einem bedeutenden Heere gekommen und hatte sich in Schwaben mit dem kaiserlichen General Altringer vereinigt.

Beide entsetzten die Stadt Constanz, welche vom Marschall Horn drei Wochen war belagert worden, und zogen über den Schwarzwald gegen die vier Städte am Rhein. Ohne bedeutenden Widerstand eroberten sie Waldshut, Laufenburg und Säckingen und erstürmten dann nach heftigem Kampf am 16. Oktober die Stadt Rheinfelden. Die ganze schwedische Besatzung wurde niedergemacht und nur zweien Offizieren das Leben geschenkt.

Freudig nahm die Stadt die Generale als Befreier auf, und suchte deren Gewogenheit durch eine reichliche Bewirthung im Kapuzinerkloster zu erhalten. Bald zeigte sich aber, daß diese vermeintlichen Befreier in ihrem Benehmen sich von den raub- und plünderungssüchtigen Schweden in gar nichts unterschieden. Schon am ersten Tage nach der Erstürmung mußte die Bürgerschaft den beiden Feldherren 8820 Pfd. in Geld und ein bedeutendes Quantum an Wein und Früchten bei Androhung von Feuer und Schwert abliefern. Um die geschwächte Mannschaft wieder zu verstärken, wurde der dritte Mann aller Ledigen ausgehoben und Rheinfelden mußte auch die Verpflegung einer 700 Mann starken Besatzung übernehmen. Vergeblich waren die Beschwerden beim Grafen von Altringer: man habe bei der Eroberung der Stadt diese alle Erleichterungen versprochen und nur 150 bis 200 Mann

DQ
173

inquartierung zugesagt, gleichwohl würden die armen Bürer, welche vom Feinde schon ausgesogen und bis auf das Mark ruinirt seien, jetzt noch vollends von einer wilden Soldateska erdrückt. In Rohheit bei Erpressungen und Ausübung von Exzessen jeder Art zeichnete sich die Mannschaft des Obersten Grafen von Lichtenstein aus. Trotz allen Einwendungen mußten in den beiden Monaten November und Dezember 1633 der Besatzung verabfolgt werden: 724½ Viernzel Korn, 68 Viernzel Haber, 200½ Saum Wein, Heu für 172 Pfd. Geld, 740 Centner Fleisch, 544 Klafter Holz und an Contributionsgeld 2700 Pfund. Gleiche Erpressungen geschahen im Kloster Olsberg, in der Comthurei Beuggen und den umliegenden Ortschaften, so daß ein Zeitgenosse, der gut österreichisch gesinnt war, erzählt, die beiden Generale Herzog von Feria und Altringer hätten im Breisgau und den vier Waldstädten die große Verrichtung gehabt, das Land beiderseits des Rheines viel mehr zu verwüsten und auszufressen, als es der Feind gethan, im ganzen Land alle Dörfer und Güter, Matten und Gärten, auch da, wo sie Quartier genossen, zu verderben und übel zuzurichten. —

Das Jahr 1633 nahte seinem Ende. Am 28. Dezember, dem Gedächtnißtage der unschuldigen Kinder, wurde von der Einwohnerschaft in Rheinfelden ein feierlicher Bittgang in die vor der Stadt gelegene Kapuzinerkirche veranstaltet. Außer der Jugend mußten aus jedem Hause zwei Personen Antheil nehmen. Betend und mit entblößtem Haupte zog die Schaar, darunter die gesammte Geistlichkeit des Collegiatstiftes und die Rathsmitglieder, bei strenger Winter-

kälte in das Kloſter hinauf. An die durch au
Drangſale des Krieges, durch Elend und Noth tie
Einwohner ſprach der Quardian, Pater Anſelm,
Troſtes, ermahnte zur Ausdauer in dem Vertraue
und in der Treue gegen das Fürſtenhaus und
dem beginnenden Jahre das Ende des Jammers.
und mit freudiger Hoffnung auf die Zukunft be
Mancher den Rückweg angetreten haben. Alle
das verfloſſene Jahr Uebels über Rheinfelden geb
nur der Anfang, das Vorſpiel gleichſam größern
ſein, und das beginnende Jahr 1634 ſollte ſolch
über die Stadt ausſchütten, wie ſie ihn vorher
nie erfahren.

Der Krieg wurde im Anfang dieſes Jahres
Gegend von beiden Parteien nur des Raubens
derns wegen geführt. Die Soldaten hatten ke
als den ſie ſich bei den Bewohnern des Landes
Darum machten ſie Streifzüge in die Dorfſchaf
derten, was ihnen in die Hände kam, und w
mitſchleppen konnten, wurde verbrannt, damit e
nicht bekomme. Kein Wunder, wenn die Baue
um ſelbſt zuſammenſchaarten, und, wie imm
den Räubern Widerſtand leiſteten! So wurde
20 Mann des Lichtenſtein'ſchen Corps, welche
felden aus einen Raubzug nach dem zur Herrſch
den Dorfe Adelhauſen unternahmen und zerſtreut
zelnen Häuſern nicht nur plünderten, ſondern noc
Mißhandlungen an Frauen und Töchtern ausübte

DQ 3
173

Bauern überfallen, vertrieben und fünfe von ihnen getödtet. — Der Rheingraf Otto Ludwig hatte sich seit Anfang des Jahres wieder mehrerer wichtiger Städte im Elsaß bemächtigt, so Ensisheim, Befort u. s. w., dann zog er gegen Freiburg, seinen Bruder Johann Philipp beorderte er, die Waldstädte zu besetzen. Allein dieser traf in den Mauern Rheinfeldens einen tüchtigern Gegner und eine entschlossenere Mannschaft, als Otto Ludwig vor einem Jahre gefunden. Nach Abzug des Lichtenstein'schen Regiments (Januar) war Oberst Franz von Mercy als Platzkommandant mit seinem Corps in Rheinfelden eingerückt.

Dieser war eine der schönsten und edelsten Soldatennaturen, welche der dreißigjährige Krieg uns vorführt. Muth, Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit waren vereinigt mit kalter und ruhiger Besonnenheit auch in kritischer Lage. Dabei war er vom Hauptfehler der Soldaten jener Zeit, der Habsucht frei, und gewann sich durch seine Biederkeit und strenge Mannszucht die Herzen der Bürger. Geboren in Longwy in Lothringen, diente er zuerst im Heere des Kurfürsten von Baiern und bewährte bald seine vorzüglichen Eigenschaften, welche ihn, wie seinen Gesinnungs- und Kampfgenossen Johann von Werth zur hohen militärischen Stufe eines kaiserlichen Feldmarschalls erhoben.

In Rheinfelden angekommen, ließ er die Bürgerschaft versammeln, eröffnete derselben seine Absicht, den Platz gegen den Feind behaupten zu wollen, so lange ein Mann ihm zur Seite stehe; er verlange von den Einwohnern Treue und bereitwillige Mitwirkung, dann werde er sie auch gegen jede

Ungebühr der Soldaten beschützen. Man versprach, was er verlangte. Dann ließ er den Getreidevorrath aufzeichnen, von dem Lande Schlachtvieh, so viel erhältlich war, in die Stadt treiben und richtete sein Augenmerk besonders darauf, den Ort so zu befestigen, daß er einige Zeit dem Feinde Widerstand leisten könnte.

Damals war die Befestigung Rheinfeldens noch sehr einfach. Erst später wurden von den Schweden und Franzosen unter General Erlach die eigentlichen Außenwerke, die Bastionen, Ravelins und der Brückenkopf jenseits des Rheins errichtet. Im Jahr 1634 war die Stadt auf der nördlichen Seite geschützt durch den Rhein. Außer- und innerhalb der Brücke waren zwei Thürme, wovon der äußere, der Böcken oder auch Böcklinsthurm genannt, mit einigen Stücken schweren Geschützes versehen war. Zwei Fallbrücken versperrten noch den einzigen Zugang in die Stadt von dieser Seite. Anderseits bestund die Befestigung in der hohen Ringmauer mit neun Thürmen und zwei breiten und tiefen Gräben, welche von der Ostseite bis zum Hermannsthor gingen und da in einen breitern ausmündeten. Zwischen beiden Graben war in der Nähe des Pulverthurms ein Bollwerk angebracht, von welchem aus der Eingang in das Ober- und das Hermannsthor bestrichen werden konnte. — Merian ließ nun durch seine Soldaten, die Bürgerschaft und die in die Stadt mit Hab und Gut geflüchteten Landleute die schadhaften Mauern ausbessern; die Thürme, die seit der Belagerung durch den Rheingrafen Otto Ludwig größtentheils baufällig waren, wurden für die Vertheidigung brauchbar

DQ
A73

emacht und beim Diebsthurm, auf der Oſtſeite der Stadt, n kleines Vorwerk errichtet, um eine allfällige Anlandung er Feinde zu verhindern.

Kaum waren dieſe Vorbereitungen zum Empfange des eindes getroffen, ſo fanden ſie auch ihre Anwendung. Der heingraf Johann Philipp weilte mit ſeinem Heere noch n Elſaß, während Oberſt Schaffalizki mit 800 Mann egen Waldshut rückte. Da dieſer Ort ohne Beſatzung ar, ſo fiel er ohne Schwertſtreich in die Hände der Feinde. icht ſo leicht ging es bei Laufenburg. In dieſer Stadt efehligte Hauptmann Kleinſchmid, der im Jahre vorher it den Breisgauer Bauern in Kirchhofen auf das Heldenüthigſte gegen einen weit überlegenen Feind gekämpft hatte, ine kleine aber entſchiedene Mannſchaft. Am 13. März geſchah der erſte Angriff, der jedoch muthig zurückgeſchlagen urde. Nicht beſſer gelangen die weitern wiederholten Verſuche, welche Schaffalizki machte, um ſich des Platzes mit Sturm zu bemächtigen. Die Bürgerſchaft von Laufenburg nterſtützte nach Kräften den tapfern Hauptmann und eine Verſtärkung von hundert Musketieren, welche die Belagerten on Breiſach aus erhalten hatten, erhöhte ihre Entſchloſſenheit.

Die im Elſaß lagernden rheingräfiſchen Soldaten machten nterdeſſen tagtäglich Streif- und Raubzüge in das Breisau und das obere Rheinviertel. Um einen ſolchen Plünderungszug, den ſchwediſche Reiterei nach Schliengen unternommen hatte, zu erwidern, verſuchten am 24. März 400 Soldaten der Beſatzung von Breiſach Hüningen zu überfallen. Der Feind erfuhr die Abſicht, und eine Abtheilung

Schweden ging über das Gebiet und die Brücke von Basel, um die Kaiserlichen zu umzingeln, welche sich jedoch noch rechtzeitig nach Rheinfelden zurückziehen konnten. Der Rheingraf Johann Philipp folgte mit seinem Heere nach. Vom Elsaß ging er in das Gebiet des Bischofs von Basel, der sich und sein Land unter den Schutz des Königs von Frankreich gestellt hatte, und, um unangefochten zu bleiben, dem Rheingrafen eine bedeutende Brandschatzung zahlte. Otto Ludwig erhielt als Oberbefehlshaber 8000, sein Bruder und der Oberstlieutenant von der Leyen je 1000 Reichsthaler. Dann zog Johann Philipp durch die Landschaft Basel und erschien am 27. März vor den Mauern Rheinfeldens.*) Den Obersten Schaffalizki beorderte er, mit seiner Mannschaft von Laufenburg wegzugehen und am rechten Rheinufer den Ausgang der Brücke bei Rheinfelden zu besetzen, um weitern Zuzug von Soldaten und die Zufuhr von Lebensmitteln und Munition zu verhindern. Angst und Schrecken herrschten in der Stadt und bemächtigten sich der Gemüther derjenigen am meisten, in deren nächster Pflicht es lag, in der Stunde der Noth beim Volke auszuharren.

*) Bei Darstellung der nachfolgenden Belagerung sind (außer den gedruckten Quellenwerken, wie das Theatrum Europaeum, Bartholds Gesch. des großen deutsch. Krieges, Mone's Quellensammlung u. s. w.) vorzüglich handschriftliche Aufzeichnungen und Akten in den Archiven Rheinfeldens und im Besitze des Bearbeiters benutzt worden. Der Leser wird in der Darstellungsform erkennen, wenn die Angabe eines Zeitgenossen d. h. eines Augenzeugen angegeben wird.

DQ 3
A73
HARVARD LIBRARIES

und mit Rath und That beizustehen. Die Stiftsgeistlichkeit war mit den werthvollsten Gegenständen der Kirche, sowie mit den Werthpapieren nach Baden und Olten entflohen. Der Custos und Pfarrer Georg Irmler beging in der Angst die unsinnige That, das uralte Urbarium des Stiftes in den Rhein zu werfen, damit es nicht in die Hände der Feinde komme; — ein Verlust, später empfindlich für die ökonomischen Verhältnisse des Stiftes und jetzt unersetzlich für die historische Forschung! Zur Besorgung der Seelsorge war einzig der Kaplan Sartori zurückgeblieben, dessen muthige Entschlossenheit und Pflichttreue unsere dankbare Erwähnung verdient. Die Beamten der Herrschaft Rheinfelden, Oberamtmann und Einnehmer hatten sich ebenfalls geflüchtet; mit ihnen die vermöglichsten Bürger, darunter selbst der Stadtschultheiß.

Oberst Mercy ermunterte die Bürgerschaft zur Standhaftigkeit und Ausdauer und ließ die erledigte Stelle eines Schultheißen mit einem entschlossenen Manne besetzen. Ihm stunden als Oberoffiziere zur Seite: Oberstlieutenant Otto Rudolf von Schönau, und die Hauptleute Schmid, Grammont und Störklin. Am 29. März begann die Beschießung der Stadt und wurde am folgenden Tage fortgesetzt. Da Oberst Mercy erkannte, daß eine gleichzeitige Behauptung Laufenburgs nicht möglich und die gesammte disponible Macht auf einen Punkt zusammengezogen werden müsse, so ertheilte er dem Hauptmann Kleinschmid den Befehl, Laufenburg aufzugeben und die Besatzung in Rheinfelden zu verstärken. Allein als dieser mit seiner Mannschaft

zwiſchen Stein und Mumpf durchmarſchirte, wurde er von Truppen des Rheingrafen, welche theilweiſe in einem Hinterhalte verſteckt lagen, umringt, angegriffen und geſchlagen. Wer nicht die Flucht ergreifen konnte, wurde getödtet. Kleinſchmid ſelbſt entkam mit größter Noth über die Berge. Die Sieger benutzten das Glück und beſetzten ſofort Laufenburg, deren Einwohner größtentheils geflohen waren, bald aber wieder zurückkehrten. Die Stadt wurde nur mit fünfzig Mann beſetzt, welche, nach Erzählung eines Zeitgenoſſen, nichts thaten, als ſich daſelbſt luſtig zu machen.

Auf dieſen glücklichen Erfolg hin verſuchte der Rheingraf am 4. April und die folgenden Tage wiederum Rheinfelden zu erſtürmen. Ohne Unterlaß waren die Geſchütze beſchäftigt, Verderben und Brand in die Stadt zu ſchleudern; ſchon war beim Hermansthor eine Breſche in die Ringmauer geſchoſſen; aber ebenſo waren die Belagerten bei der Vertheidigung thätig. Mercy ließ die an der Mauer liegenden, ziemlich hohen Häuſer, den ſog. Olsbergerhof und die Eggs'ſche Wohnung abdecken, das Holzwerk zu Palliſaden verwenden und die Häuſer ſelbſt mit Grund und Steinen ausfüllen. Zu dieſem Behufe wurde das Straßenpflaſter aufgeriſſen und der Gang auf der Ringmauer zugleich mit Steinen belegt, um ſie gegen den andringenden Feind zu ſchleudern. Tag und Nacht arbeiteten wetteifernd Soldaten und Einwohner, um die Lücken zu vermauern, Schanzkörbe und Schanzkäſten aufzuſtellen und ſie mit Erde oder Dung zu füllen. Alles dies geſchah unter fortwährendem Feuer des Feindes und forderte deßhalb manches Opfer. So wurde einem Weibe,

DQ 3
A73
HARVARD LIBRARIES

das eifrig bemüht war, Erde zu den Schanzkörben zu tragen, durch eine Mörserkugel der Kopf vom Rumpfe gerissen, „daß er wie abgeschnitten war“. Dem Kaplan Sartori, der mit dem Kapuziner-Quardian Pater Anselm den Soldaten und Einwohnern nicht nur Muth und Ausdauer zusprach, sondern bei den Vertheidigungswerken selbst thätig mitwirkte, zerriß eine Kugel die „weiten Bloderhosen“, daß sie zerfetzt wurden; ihm selbst geschah kein Schaden. Auch der Feind hatte die tapfere Vertheidigung schwer zu fühlen. Bei den ersten Gefallenen war der Oberstlieutenant von der Leyen (auch von der Lewen), der oberste Offizier nächst dem Rheingrafen und von diesem sehr geschätzt. Eine Kugel traf ihn durch den Kopf, als er den Sturm gegen die Bresche anordnete. Sein Leichnam wurde nach Basel gebracht und daselbst beerdigt.

Ein wenige Jahre nach diesen Ereignissen erschienenes Geschichtswerk erzählt, Oberst Mercy und seine Offiziere hätten mit dem Rheingrafen nach diesem mißlungenen Sturme akkordiren wollen; dieser sei aber durch den Tod seines Oberstlieutenants so entrüstet gewesen, daß er von einem gütlichen Vergleiche nichts habe hören wollen. Die belagerten Offiziere hätten nun beabsichtigt, mit einiger Bedeckung heimlich über die Rheinbrücke nach dem Schwarzwalde zu fliehen; Oberst Schaffalizki aber habe sie wieder in die Stadt zurückgetrieben. Weil sie dann gesehen, daß sie weder entfliehen noch eine annehmbare Uebergabe bewirken konnten, so hätten sie sich entschlossen, bis auf den letzten Blutstropfen sich mannhaft zu wehren und bei der Stadt zu leben und zu sterben,

und dies habe fortan die Eroberung Rheinfel
ſchwerer gemacht.*)

Glücklicher als ſein Bruder war im Breisga
graf Otto Ludwig, welcher Neuenburg am Rhe
burg in ſeine Gewalt bekommen hatte (11. A
dieſer nun an Mannſchaft, Munition und Geſchütz
konnte, wurde den Belagerern vor Rheinfelde
So kamen drei Regimenter, das Harpf'ſche, Na
Zillenhartiſche als Verſtärkung dahin. Die zw
welche am 22. April von Freiburg abgeführt wu
da die begleitende Reiterei ganz betrunken war,
Mühe von der kaiſerlichen Beſatzung in Breiſach
den können, wenn dieſe aufmerkſamer geweſen

Unterdeſſen waren die dem Hauſe Oeſterrei
benen Schwarzwälder Bauern nicht müßig geblie
ſuchten nicht nur von ihren Bergen und Wäld
Feind zu beunruhigen, ſondern auch den Belager
felden und Breiſach Zufuhr und Erſatzmannſcha
gen. Um dieſe Bauern und die mit ihnen ve
daten zurückzutreiben, unternahm Oberſt Scha
Streifzug in den Schwarzwald, fand aber über
Verhauen, welche die Bauern gemacht, eine ſ

---

*) So erzählt das Theatrum Europaeum. Der
wird in den Aufzeichnungen der Zeitgenoſſen,
Darſtellung uns zu Gebot ſtehen, nicht erwähn
Widerſpruch mit dem Charakter Mercy's, ſon
frühern Erklärungen und nachfolgenden Thaten

DG
A7

wehr, daß er mit einem empfindlichen Verluſt ſich wieder zurückziehen mußte. Dies geſchah am 17. und 18. April. Folgenden Tags unternahm Mercy einen Ausfall, ſchlug die Rheingräfiſchen Truppen und kehrte mit Beute wieder in die Stadt zurück. Alsdann führte er nach Erzählung eines Zeitgenoſſen folgende Liſt aus: Er ließ innerhalb eines Thores der Stadt Minen graben, mit Brettern, Erde und Steine zudecken, lockte dann den Feind durch das geöffnete Thor hinein und zündete die Minen an, ſo daß „über 300 Mann erſchlagen und in die Luft geworfen wurden". Wüthend über den Verluſt, den er an Mannſchaft und Geſchütz bis jetzt erlitten, ließ Johann Philipp nebſt andern Feldſtücken einen großen Feuermörſer, mehrere Wagen mit Pulver und Granaten, darunter drei Centner ſchwere, von Freiburg herführen und unternahm am 28. April einen neuen Sturm. Allein die Leitern, welche an verſchiedenen Orten angelegt wurden, waren zu kurz und ſo ſuchte der Rheingraf durch eine Beſchießung mit entzündeten Pechkränzen und „Feuerkugeln" zu ſeinem Ziele zu gelangen. Zwei Scheunen, gefüllt mit Stroh, Heu und Getreide wurden durch die Geſchoſſe entzündet, und nur mit vieler Mühe konnte man dem Feuer Einhalt thun. Eine Bombe, welche 98 Pfund wog, fiel in das Haus des Schultheißen, zerſprang aber nicht. Zwei andere fielen auf den Kirchhof, eine ſchlug die Mauer der Truchſeſſiſchen Kapelle durch; andere fielen auf die Kirche der Johanniter, und eine große in die Stifts- und Pfarrkirche. Eine ebenſo große fiel in die Küche des Eichenbuſch'ge-Hauſes, zerſprang daſelbſt; ein Stück flog mit dem

Ofenthürlein durch den Stubenofen, ohne daß jemar
letzt wurde.

Wie die frühern, ſo wurde auch dieſer Sturm
zurückgeſchlagen und koſtete dem Rheingrafen über
Mann. Um die durch lange Belagerung ermattete
durch die fehlgeſchlagenen Verſuche unwilligen Solda
befriedigen, wurden die umliegenden Ortſchaften der
derung preisgegeben. Die Dörfer Möhlin, Zeiningen,
und Magden, ſowie die jenſeits des Rheines liegenden,
bach, Wyhlen, Herten, Degerfelden, Rollingen, Kar
wurden vollſtändig ausgeraubt. Beſonders mußte das
Olsberg die Wuth der Soldaten erfahren. Schon im
vorher war das Innere der Kirche zerſtört worden, die
und die Uhren von den Rheingräfiſchen geraubt und nach
verkauft. Jetzt führten die Feinde die Zerſtörung voll
aus, ſo daß von der Kirche nichts als die Mauer blie
hundert Saum Wein und 800 Säcke Getreide, vierzeh
ſtändige Betten, alles Küchen- und Tafelgeſchirr wurde
Gotteshaus geraubt und größtentheils in Baſel verhan
„es wurde mit einem Worte alſo gehauſet, daß ir
ganzen Kloſter kein Nagel an der Wand geblieben iſ
Das traurigſte Loos aber hatte das Dorf Höfli
Daſſelbe, zwiſchen Rheinfelden, Magden und Olsbe
legen, einſt Eigenthum der Johanniter-Commende, da
Wald, Feld, Häuſer und Einwohner an die Stadt
felden verkauft, wurde ganz niedergebrannt und iſt nich
aus der Aſche und Verwüſtung auferſtanden. Daſſelbe

DQ 3
A73
HARVARD LIBRARIES

al traf die kleine, zwiſchen Ryburg und Wallbach gelegene Ortſchaft Rappertshüſern.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Mai machte Rheingraf Johann Philipp einen neuen Verſuch, mit aller Kraft die Stadt Rheinfelden zu erſtürmen, und zwar an drei Orten zugleich, beim obern Thor, zwiſchen dem Hermanns- und weißen Thurm und von der Rheinſeite her. „Er hoffte unfehlbar den Sieg zu erhalten. Mit einem ſtarken Bombardement wurde begonnen; man glaubte, die Luft wäre voll Feuer und die feurigen Strahlen fielen vom Himmel. Man warf Feuer und Granaten, daß man meinte, die Stadt ſei zu Grunde gegangen.“ Anderthalb Stunden dauerte das Sturmlaufen, — doch wieder ohne Erfolg. Der Feind hatte eine Breſche geſchoſſen und einzelne Soldaten waren in die Stadt gedrungen, wurden aber ebenſo ſchnell zurückgeworfen, und durch vereinte Thätigkeit ſämmtlicher Einwohner die Lücken der Mauer wieder ausgefüllt. Die Wachſamkeit und unermüdete Thatkraft verhinderten jedes Umſichgreifen des Feuers. Nur die Rheinbrücke, welche erſtürmt und verbrannt wurde, und zwei Thürme, der Böckers- und St. Petersthurm wurden das Opfer dieſes Sturmes. Größer war aber der Verluſt an Menſchen. Die Kaiſerlichen verloren in Rheinfelden drei- bis vierhundert Mann, darunter ſieben Bürger der Stadt. Wie viel von den Rheingräfiſchen auf dem Platze blieben, iſt nicht erwieſen. Nach öſterreichiſchen Mittheilungen ſollen es einige Tauſend geweſen ſein, nach einer Andern wird geſagt: „Der Sturm iſt ihnen (den Rheingräfiſchen) übel abgedankt worden, deren bey 200 Verwundete

nach Neuenburg (am Rhein) zu kuriren geführt worden, wie viel Todte geblieben, hat man keine Nachricht." Oberst Mercy ließ am folgenden Tage dem Rheingrafen „seinen Gruß und Dienst vermelden und dabei anzeigen, daß im Schwedischen drei Stunden sollen vergönnt sein, die gefallenen Todten abzuholen und zur Erde zu bestatten." Stetsfort hatte Oberst Mercy auf einen Entsatz gehofft; da dieser ausblieb, so glaubte er nach solchen errungenen Siegen eine vortheilhafte Capitulation mit dem Gegner abschließen zu können. Er stellte dem Rheingrafen behufs Uebergabe der Stadt folgende Bedingungen: Die Mannschaft zieht mit Sack und Pack, mit Munition und Geschütz, mit fliegenden Fahnen ab; die Bürger sollen den Widerstand nicht entgelten und mit keiner Brandschatzung belegt werden; die Rechte der Stadt und Ausübung der Religion sind gewährleistet. Der Rheingraf berieth sich mit den Offizieren über diese Punkte und gab den Bescheid: Die Belagerten sollen die Stadt übergeben, dann werde er sie auf Gnade oder Ungnade aufnehmen. Auf diese Antwort hin entschloß sich Mercy mit seiner Mannschaft, „sich so lang zu wehren, bis daß er das Leben in Rheinfelden verliere, er habe auch solchen Ort für sein Grab auserwählet." Der hartnäckige Widerstand, der bedeutende Verlust an Soldaten und der Kostenaufwand („es waren schon über 30,000 Gulden an Rheinfelden verwandt") brachten auch den Rheingrafen zu dem Entschluß, auszuharren bis die Stadt sich ergebe, „und mit Schießen und Feuerwerfen der Maßen zu tribulieren, bis er letztlich mit stürmender Hand möchte hineinkommen". Deßhalb

DQ
A73

er wieder einige Wagen mit Munition von Freiburg
men.

Die aus Rheinfelden vor der Belagerung geflüchteten
ger und Einwohner waren unterdeſſen nicht unthätig
eſen. In den eidgenöſſiſchen Städten, wo ſie ſich auf-
ten, ſchilderten ſie das Schickſal ihrer Heimath und er-
erten an die alten Verträge mit dem Hauſe Oeſterreich,
nach die vier Waldſtädte am Rhein im Fall eines Krieges
ne Orte für die Eidgenoſſen, alſo neutral ſein ſollten.
ein der confeſſionelle Hader hatte die Schweizer ſo ge-
nt, daß jede Confeſſion mit der ihr entſprechenden aus-
rtigen Partei liebäugelte und ſo das Geſammtintereſſe der
genoſſenſchaft außer Acht gelaſſen wurde. Während dar-
die reformirten Orte die Sache der Schweden und Fran-
en begünſtigten, waren die katholiſchen für diejenige des
iſers eingenommen. Deßhalb wandten ſich auch dieſe an
n Rheingrafen Johann Philipp mit dem Begehren, die
aldſtädte zu verlaſſen, ſonſt würden ſie ſelbſt dieſelben be-
en. Allein dieſer wußte wohl, welche Lähmung die reli-
ſe Zwietracht auf die Thatkraft der eidgenöſſiſchen Orte
übte, und konnte deßhalb die höhnende Antwort geben:
Wenn es ihnen mit Krieg zu thun ſei und ſie in ihrem
nen Lande gerne Unruhe ſähen, ſo mögen ſie kommen,
werde ſie erwarten.“ Sie kamen nicht, und ſomit war
h die Vermittlung abgethan.

Beinahe anderthalb Monate hatte die Belagerung von
einfelden gedauert, ohne daß der Rheingraf zu einem er-
lichen Ziele gelangt wäre. Wiederholt zurückgeſchlagen,

geschwächt an Mannschaft, besonders an Fußvolk, daß sogar Corporale und Gefreite den Wachtdienst versehen mußten, hatte er noch den Verlust mehrerer ausgezeichneter Offiziere zu betrauern. Die Soldaten waren entmuthigt, so daß „sie allzeit zurückwichen und man sie, als wie die Metzger ihr Vich, mit Straichen zuem Angriff antreiben mueßte.“ Darum ließ er als Verstärkung drei Regimenter aus dem Elsaß und Breisgau kommen. Die beiden Benfeldischen und Mollenburgischen Regimenter zogen von Freiburg das Land hinauf, und ließen in jedem Orte die Spuren des Raubes und der rohen Verwüstung zurück. In Neuenburg plünderten sie nicht nur, was sie mitschleppen konnten, „sondern zerschlugen alle Oefen, Fenster, Stühl, Bänk, alles Getäfel, Thüren und Läden, so daß die Häuser keinen Wohnungen mehr zu vergleichen waren.“ Als diese Verstärkung angekommen, unternahm Johann Philipp einen neuen Sturm am 19. auf 20. Mai. Mehrere Tage vorher hatte er durch Minirung, Anlegung von Schanzen u. s. w. die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Dann „ließ er sprengen, Feuer einwerfen, schießen und zuomal Sturm laufen; es ist ein so starker Angriff und Schießen gewesen, daß man nit anderst vermeint, weder es werde solches kein End nehmen so lang, bis daß sie sich ergeben oder mit stürmenter Hand möchten erobert werden.“ Außer Kugeln, Granaten und Bomben warf der Feind auch große Holzklötze in die Stadt*), welche von den Belagerten

*) Noch jetzt ist im Rathhause ein solcher Klotz aufbewahrt, der auf das Dach dieses Gebäudes geschossen wurde.

DQ 3
173

iederum benutzt wurden, um sie auf die Stürmenden zu hleudern. Bedeutend war der Schaden, den die rheingräfhen Soldaten durch Umhauen der Bäume verursachten.

Auch diese hartnäckige Bestürmung hatte keinen andern rfolg als die vorhergehenden und wirkte deßhalb noch entuthigender auf die „armen Soldaten, welche nicht mehr echten wollen, großen Hunger leiden und darum täglich ausreißen," so daß, da einzelne Wachtposten immer desertirten, ie Wachen mit sechs bis acht Mann besetzt werden mußten.

Allein in der Stadt zeigten sich ebenfalls die Folgen der ndauernden Belagerung. Zu den fast täglichen Schrecken nd Kämpfen, zur Zerstörung der Gebäude durch Geschosse nd Feuer kam der Mangel an Lebensmitteln. Schon am Markustage (25. April) hatte der Feind alles Wasser, das e die Stadt lief, die Brunnenleitungen und den Bach abeleitet, so daß seit jenem Tage keine Mühle gebraucht werden konnte und die Einwohner das Brunnenwasser entbehren ußten. Man trieb die Mühlen mit Pferden*) und benügte sich mit Rhein- oder Regenwasser. Mit größter Sorgfalt und Unparteilichkeit suchte Oberst Mercy den Vorth an Lebensmitteln unter die Einwohner und Soldaten vertheilen und tröstete sie mit der Hoffnung auf baldigen ntsatz, den er selbst auf das Sicherste erwartete. Obwohl ngs vom Feinde eingeschlossen, stund er doch immer mit

*) Seit jener Zeit heißt noch eine Scheune die „Roßmühle". Einem von Magden in die Stadt geflüchteten Müller, der den Gedanken zu dieser Einrichtung gab und ihn auch besonders ausführte, wurde nachher das Bürgerrecht geschenkt.

dem Kommandanten und der vorderösterreichischen Regierung in Breisach im Verkehr und zwar auf eigene Weise. Sie bediente sich zur Besorgung der Briefe der Wasserboten. Es waren dies verwegene Schwimmer, welche um die Bezahlung von zwölf bis sechszehn Gulden von Rheinfelden den Rhein hinunter schwammen, und so theils zu Wasser, theils zu Land wo sie sich vor dem Feinde sicher glaubten, zu Land nach Breisach gelangten. Den Rückweg nahmen sie über den Schwarzwald und suchten schwimmend wieder nach Rheinfelden zu kommen. Diese kühne Wasserfahrt lief aber nicht immer gut ab. So schwamm ein Bote, ein Schneider mit Namen Jakob Sichler, von Beuggen her der Stadt zu, kam aber, da es ein hoher Wasserstand war, das Ufer beim Rheinthörlein nicht erreichen und wurde so von den Wellen bis unter die Brücke getrieben. Der Feind sah dies, fing ihn auf und suchte durch jede Tortur ihn zum Geständnis seines Auftrages zu bringen. Da dies nicht gelang, so ließ er am dritten Tag vor den Mauern der Stadt an einem Baume aufgehängt. Nachts machten aber die Belagerten einen Ausfall, trieben die Schildwachen zurück und brachten den Leichnam zur Beerdigung in die Stadt. Der Witwe und den drei Kindern des Unglücklichen ließ Oberst Mercy sechzig Gulden ausbezahlen. — Etwas besser als dem Schneider erging es zwei andern Boten, wovon der eine ein Bauer von Zeiningen, der andere ein Soldat war. Sie kamen mit ihrer Sendung zurück, verpackten oberhalb Rheinfelden ihre Kleider in ein Fäßchen und schwammen Nachts der Stadt zu. Bei der Dunkelheit verloren sie sich, konnten wegen

DQ3
A73

Nähe des Feindes sich auch nicht zurufen, und so kam der=
nige mit dem Fäßchen glücklich an, während es seinen Ge=
ährten weiter hinabtrieb. Bis Tagesanbruch blieb dieser im
Wasser, floh dann über das Feld in den Wald, dem Dorfe
Olsberg zu. Daselbst waren alle Einwohner geflohen und
Während er beschäftigt war, in den leeren Häusern Kleidungs=
tücke zu suchen, wurde er von feindlichen Reitern aufge=
angen. Diesen gab er vor, er sei, des ewigen Hungerlei=
ens müde, in Rheinfelden ausgerissen, habe sich Nachts über
e Rheinbrücke gestürzt und wolle jetzt Kleider suchen, um
ch nachher bei den Schweden anwerben zu lassen. Die List
lang; die Reiter versahen ihn mit dem Nöthigsten, um
nen durch die Dornen und das Gestrüppe des Waldes zer=
tzten Leib zu decken, und führten ihn in das rheingräfische
ager. Daselbst konnte er entfliehen und gelangte glücklich
die Stadt. — Unter diesen Wasserboten hat sich beson=
s Einer durch seine Unerschrockenheit und Tollkühnheit
sgezeichnet, Johann Fischer, Bürger von Rheinfelden.
nmal hatte dieser mit größter Lebensgefahr den Boten=
nst von Rheinfelden nach Breisach und wieder zurück, ver=
hen. Um der Aufmerksamkeit des Feindes zu entgehen,
wamm er ziemliche Strecken unter dem Wasser und wußte
en Hindernissen, die ihm durch Wachen, durch Absperrung
s Rheines mit Ketten und Seilen gelegt wurden, glücklich
entgehen. Er pflegte sogar den Feind noch zu necken,
dem er Sprünge aus dem Wasser machte und den Sol=
ten spöttelnd „Guggü“ zurief, weshalb er später nur der
Güggeli“ hieß. Zum Lohn für diese geleisteten Dienste

ertheilte ihm die Landesfürstin Erzherzogin Claudia
genden Jahre das Privilegium, freien Sitz zu hab
von allen Steuern und Abgaben befreit zu sein.
Belohnung erhielt auch Joh. Caspar Bürgi von Rhe
der auch „durch Brieftragen in Aus- und Einsc
bei höchster Lebensgefahr sich um das Haus Oesterr
dient gemacht hat.“ *)

Um den vielfachen dringenden Bitten des Oberste
zu entsprechen, wurden mehrere Versuche zum
Rheinfeldens gemacht. Zu diesem Zweck sammelt
kaiserliches Heer im Lothringischen. Wie dieses de
graf Otto Ludwig in Freiburg vernahm, zog er
Rhein und schlug in der Nähe von Thann die ka
Truppen, daß sie den Rückzug antraten. Glückliche
die Schwarzwälder Bauern, welche 600 Mann
Stadt Waldshut überfielen und niedermachten,
der rheingräfischen Besatzung nicht entfliehen konnte.
dessen gedachte Graf Friedrich von Fürstenberg mi
Heere von 4000 Mann von Schwaben aus du
Schwarzwald zum Entsatz nach Rheinfelden zu ziehen.
Horn stellte sich ihm bei Stühlingen und Hohentwiel
und ließ nebst dem mecklenburgischen Regimente
größten Theil der rheingräfischen Reiterei von Rh
als Verstärkung kommen. Wie dieses Oberst Mercy

*) Joh. Fischer erblindete im 55. Lebensjahre und err
Alter von 91 Jahren. In Würdigung seiner Verdien
der Sohn Hyazinth Fischer vom Kaiser Leopold zu
herrn des Stiftes Rheinfelden ernannt.

DQ 3(
A73

hatte, machte er einen Ausfall. Der Feind, durch den Wegzug eines Theils der Mannschaft geschwächt, aber „auch von Hunger ermattet", wurde geschlagen. Die Belagerten kamen bis zum feindlichen Geschütz und hätten dasselbe, wenn sie mit Pferden versehen gewesen, sämmtlich in die Stadt bringen können. Nur mit dem größten Stücke machten sie den Versuch, das aber, weil es zu schwer war, in den Stadtgraben fiel und noch einige Soldaten erschlug. Beinahe täglich beunruhigte Mercy den Feind durch Ausfälle und brachte immer Gefangene in die Stadt. Ueberhaupt war seine Lage günstiger als diejenige des Rheingrafen. Obwohl bereits neun Wochen belagert, besaß er doch noch mehr Munition und Lebensmittel als der Gegner vor den Mauern, welcher von den ausgeplünderten Dorfschaften nichts mehr erbeuten konnte und auch die verlangten Zufuhren aus dem Breisgau nicht erhielt. Ein „vornehmer" Fähndrich, der in den letzten Tagen des Mai gefangen wurde, hatte noch drei Pfenninge in der Tasche. Dieser Zustand der Belagerer gab den Belagerten Anlaß zu manchem Hohn. So riefen sie jenen zu: „Wenn sie Lust hätten zu accordiren, so lasse man sie mit Sack und Pack abziehen." Dieselbe prahlerische Verhöhnung liegt auch in der im Volksmunde erzählten Anekdote von der Kuh, welche aus der Stadt in das rheingräfische Lager getrieben wurde, mit einem Spinnrocken an den Hörnern und einem Zettel, worauf geschrieben war:

„So wenig die Kuh lernt spinnen,
Werden die Schweden Rheinfelden gewinnen." —

Der wichtigſte Verſuch, den Feind von den Mauer Rheinfeldens zu vertreiben und der tapfern Beſatzung Hül zu bringen, geſchah auf Anordnung des Markgrafen Wi helm von Baden, von Breiſach und Villingen aus. „Di vnd andere hielten es für einen Schimpff, vnd für gant ve verantwortlich, daß ſie ſich nit etwas verſuchen, vnd die reh ſchaffenen Leuth in Rheinfelden zu entſetzen vnd zu erlöſe vnderſtehen ſolten: derowegen ſie nach gepflogener ſchrifftliche vnd mündlicher Conferentz Tags, Stund vnd Orths verglichen da ſie zuſammenkommen, vnd ihr Heyl zum Entſatz Rhei feldens verſuchen wolten.“ In der Nacht vom 13. Ju brachen unter Anführung des Oberſtlieutenants Rudolf von Schönau, des Oberſten Bellimont und Hauptmann Kle ſchmid 2000 Mann Fußvolk und 700 Berittene von Br ſach auf, zogen über Kirchhofen nach St. Trudbert i Münſterthal, wo 200 Bürger von Villingen, zu Pfe unter Simon Tanner und 600 Bauern aus dem Schwa wald ſich mit ihnen vereinigten. So verſtärkt kamen ſie bi das Wieſenthal auf den Rheinfelden gegenüber liegen Dinkelberg und nahmen zwiſchen den Dörfern Riehm Nordſchwaben und Karſau, im Rücken durch einen Wa gedeckt, eine feſte Stellung ein. Durch weitern Zuzug v Schwarzwald war die Mannſchaft auf 5000 geſtiegen, wovon jedoch ein großer Theil mangelhaft ausgerüſtet wa Mit vielem Glück konnten ſie von Beuggen aus trotz de

*) Das Theatrum Europaeum gibt die Zahl viel geringer a Unſere Angabe beruht auf Mallingers Tagebuch.

DQ
A73
STANFORD LIBRARIES

ftigen Kugelregen der Feinde einige Schiffe mit Lebens-
itteln und Munition nach Rheinfelden gelangen laſſen.
ehrere Tage vergingen mit gegenſeitigen Neckereien, ohne
ß es zu einem ernſtlichen Zuſammenſtoß kam. Der Mangel
Proviant nöthigte endlich zu einer entſcheidenden That.
er Villinger Hauptmann Tanner, ſowie noch andere er-
hrene Offiziere riethen zum Rückzug, da die Stellung für
e nicht günſtig, und ihre Streitmacht gegenüber einem ſo
berlegenen, tapfern und gut ausgerüſteten Gegner nicht aus-
iche. Oberſtlieutenant von Schönau aber war der Anſicht,
dieſer Stellung zu verbleiben und durch fortwährende Be-
nruhigung und tägliche Angriffe, wobei man ſich im un-
ünſtigen Falle in die Waldungen zurückziehen könne, den
eind ſo zu ermüden, daß er endlich der Belagerung über-
rüſſig würde. Den Zwieſpalt entſchied der Rheingraf Jo-
ann Philipp, der durch markgräfiſch-badiſche Bauern genaue
unde von der Stellung und Macht der Entſatztruppen er-
alten hatte, durch einen raſchen und unerwarteten Angriff.
ie Bauern, welche größtentheils mit Heu- oder Miſtgabeln,
it „Briglen, Schleglen und Bengeln" bewaffnet waren,
urden von der feindlichen Reiterei zerſprengt und eine große
nzahl getödtet oder gefangen. Die übrige Mannſchaft zog
ch über Todtmoos nach dem Kloſter St. Blaſien zurück.
ntgegen den Warnungen Tanners, gedachte Oberſtlieutenant
n Schönau, im Vertrauen auf ſeine einige hundert tüchtige
chützen, dem nachdringenden Feinde hier neuen Widerſtand
leiſten. Allein auch dieſer mißlang und eine vollſtändige
iederlage war das Reſultat des Verſuches, Rheinfelden zu

entſetzen. Die Reiterei unter Tanner und Kleinſchmid konnt
obwohl mit ſchwerem Verluſt entfliehen. Das Kloſter wur
vollſtändig geplündert, in der ganzen Umgegend die Häu
verbrannt und über 1000 Stück Vieh als Beute mitgefüh
Ueber dieſes Ereigniß, das wir nach öſterreichiſch geſinnt
Berichten dargeſtellt, ſchreibt der Rheingraf Johann Phili
an ſeinen Bruder Otto Ludwig Folgendes:

„Demnach ich vermerkt, daß der Feind zum Entſ
„Rheinfelden ſich je länger je mehr verſtärken wöllen, h
„ich nebendem, mir deßwegen auch zugeſchrieben, ſelbſten h
„dacht geweſen, wie ich ſelbigem einfallen möchte, und ha
„darauf nachmalen ausgelangten Kundſchaften endlichen v
„den Marggräfiſchen Unterthanen erfahren, daß ſie an ein
„Berg, der aber ſehr gäh, der Wald aber nicht ſo ſehr a
„ſonſt verhawen wären, deßwegen ich mich vergangenen Mi
„wochs zu abends mit 6 Compagnien C. Regiments, m
„den Mekelnburgiſchen 5 Truppen, ſodann mit den jenſeit
„gelegenen 12 Rotten Straßburgiſchen Mußquetirern, d
„Franzoſen, und 60 Mann der in Seckingen liegenden Be
„feldiſchen, zuſampt 400 Mann, von dem dieſſeits liegend
„Fußvolk (angeſehen ſonſt mit keiner Parthey nichts auß
„richten war) auffgemacht, und die March gegen angeregt
„Berg genommen, da zwar durch 12 Reuter-Jungen etli
„Häuſer in Brandt geſteckt, der zugehawene Berg bald e
„öffnet, vnd die daſſelbſt gelegene Bauwerwacht verjagt wo
„den, es hat aber dadurch der Feind, der noch auf 2 Stun
„von dannen gelegen, uns vermerket, demnach hab ich d
„Grafen von Naſſau mit 6 Comp. auf den Feind comma

DQ
A7

dirt, ſo bald aber der vnſer Volk erſehen, hat er ſich auß dem Quartier gemacht vnd über einen Wald nach dem Cloſter St. Blaſii begeben, vnd hinter ſich den Wald, der auf 2 Stunden lang, noch mehr als er ohne das war, verhawen, daß man alſo nachzukommen große Mühe gehabt. ‚Als wir nun nechſt an beſagtes Cloſter mit vnſerm Volk ‚kommen, vnd der Feind ſich anfangs eingebildet, es were ‚nur lauter Reuterey vorhanden, hat er anfangs eine dar- ‚für geſchickte Parthey, mit Verluſt 4 Reuter der vnſerigen, ‚zurückgetrieben, doch als er vnſer Fußvolk auch geſehen, ‚ſich wieder aus dem Cloſter gegen einen Berg begeben, der ‚Meinung allerding durchzugehen, vnd ſich förters auf Vil- ‚lingen zu retiriren..... Darauf bin ich mit vnſerm ‚Volk gleich am Berg nachgeſetzt, vnd iſt dadurch vnſer ‚Volk wenigers nicht, der Feind ſelbſten, durch das klettern „vnd ſteigen (darüber ſich ſonderlich aber unſere Reuterei zu „verwundern geweſen) dergeſtallt ermattet, daß weder Mann „noch Pferdt faſt mehr fortkommen können, doch hat der „Feind endlichen vmb Quartier geruffen, vnd ſeynd ſolcher „nach, neben dem Obr. Leutenant von Schönaw (der das ‚Volk commandirt) alle aus Breyſach gezogene Offiziere, ‚wie nicht weniger bis in die 300 Soldaten, davon aber ‚in dem Gehölze viel verpartirt, gefangen worden, iſt alſo dieſer Rheinfeldiſche Sukurs getrennt vnd ruinirt, vnd ſind außerhalb zwei Leutenanten von Villingen, die ſtetigs in der Flucht die vorderſten waren, keine Offiziere davon kom- men. Ihnen, den Villingern iſt auch, ſo viel bei ſo gar abgematteten Mann vnd Pferden immer möglich geweſen,

„nachgesetzt vnd etliche davon niedergemacht worden, dann
„sich viel von den Pferden in die Hecken geworfen vnd w
„krochen haben vnd sich sonsten nach Bericht des Landgra
„von Stühlingen, ohn einiges hinter sich sehen, so eilend
„sie immer gekonnt, nach Villingen passirt. Hätten wir sie
„ins Feld bringen können, wären vielleicht an Fußvolk u
„Reuterei (welche gleich durchgegangen) mit dem Leben we
„davongekommen, aber in so hohen Bergen vnd Gewälde
„ein mehreres nit, als geschehen, ausgerichtet werden kön
„Sonsten weil ich diesen Abend spät allhier ankommen, w
„ich hienächst Ew. berichten, wie der Abt von St. Blas
„mit dem Feind korespondirt, auch wie etwan die Rheinf
„der, welche annoch bishero Feuer ausgesteckt haben, bei
„beschaffenen Sachen, sich jetzo erzeigen möchten. Da
„vor Rheinfelden den 16. Juni*) 1634."

In einem Anhang zu diesem Schreiben fügt der Rhe
graf das Verzeichniß der gefangenen Offiziere bei: „Obri
„Leutenant Schönaw, Rittmeister Fybueß vnd ein Leute
„zu Pferd, Capitain Heydeck, Capitain Wilhelm Berg
„Capitain Hans Georg Reich von Platz, Leutenant Sch
„Meyer von Nieren, Cornet Joh. Mich. Haller, Capita
„leutenant Wolfgang Christoph von Reinach vnd Capita
„Nicolaus Hohenecker." —

Während der Rheingraf mit einem großen Theil sei
Mannschaft gegen die vereinigten Breisacher, Villinger u

*) D. h. nach dem alten, Julianischen Kalender; nach dem Gr
gorianischen wäre es der 26. Juni.

DQ 3
A73
HARVARD LIBRARIES

Schwarzwälder kämpfte, war der unermüdete Mercy darauf bedacht, dem am rechten Rheinufer gelagerten Feind wo möglichen Schaden beizubringen. Er machte einen Ausfall, wurde jedoch wieder zurückgetrieben. Alsdann führte er folgende List aus, die wir nach den Worten eines Zeitgenossen erzählen: „Die Rheinfelder hatten, um dem Feind einen „Abbruch zu thun, ein Stück mit Hackelgeschütz (Kartätschen) „geladen und dasselbig vor die Stadtporten gestellt, auch „allenthalben große Feuer in der Stadt angemacht, gleichsam „als wenn die Stadt an allen Orten brenne. Alsdann auf „die Stadtmauern geloffen und geschrauen, man solle kommen und ihnen helfen löschen, da wöllen sie sich ergeben. „Als solches der Feind vernommen, ist er haufenweiß zur „Stadtporten gedrungen, ein Jeder hat wollen der erste daran sein und guote Beute vermeint zuo machen. Als aber „etlich 100 hinein under die Porten kommen, hat man das „Stuck, mit Hagelgeschütz geladen, und andere mit Pulver gemachte verborgene Wehr angezunden, welche so erschrecklich „umb sich geschlagen, daß des Feindes bey 200 in puncto „auf dem Platz geblieben. Die Letzten aber haben sich wieder zurück in das Lager gezogen."

Ein ebenso glücklicher Ausfall gelang dem Obersten Mercy in den letzten Tagen des Monats Juni. Die Belagerten drangen bis zum Geschütz, wovon sie einen Theil vernagelten, mußten aber, von der feindlichen Reiterei gedrängt, wieder den Rückzug in die Stadt nehmen. Als Beute führten sie hundert Stück schönes Schlachtvieh mit. Nachdem der Rheingraf aus dem Würtembergischen eine Ver-

ſtärkung von 400 Mann Fußvolk und zwei Compa
Reiterei erhalten, verſuchte er am 9. Juli Rheinfeld
erſtürmen. Mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, ſah e
daß er den Platz entweder aufgeben, oder zu deſſen E
nung noch mehr Verſtärkung empfangen müßte. D
ging er nach Freiburg, um mit ſeinem Bruder Otto E
Kriegsrath zu halten. Man beſchloß, nachdem man ſo
gewagt und geopfert, von der Belagerung nicht abzuſt
ſondern noch einen Generalſturm zu wagen. Zu dieſem
hufe gingen mit dem Rheingrafen Joh. Philipp me
Offiziere, wie Capitain Stein-Kalenfels, Boner, Capi
lieutenant Hauſer und Andere mit 700 Mann von Frei
nach Rheinfelden. Nachdem das rheingräfliche Heer
Mann ſtark geworden, wurde am 10. und 12. Augu
drei Punkten der Stadt die Erſtürmung verſucht, aber j
mal mit bedeutendem Verluſte auf beiden Seiten zurü
ſchlagen.

Mit ebenſo viel Umſicht als Kühnheit und Muth
Oberſt von Mercy einundzwanzig Wochen lang Rheinf
gegen den Feind vertheidigt. Immer erwartete er H
allein weder aus Baiern noch aus andern Gebieten der
erſchienen die vielfach verſprochenen Entſatztruppen. D
hatte die Noth an Lebensmitteln einen hohen Grad erre
Hunde, Katzen und Ratten wurden theuer bezahlt. Um
Soldaten zu ernähren, wurden bei 200 Pferde geſchlac
um deren Blut und Eingeweide ſich die armen Leute ſchl
Mit drei Pfund Roßfleiſch ohne Salz und Brod mußte
der Soldat zwei Tage lang begnügen. Der Fruchtvo

DQ3
A73
HARVARD LIBRARIES

war ausgegangen und zwanzig Säcke Eicheln, welche man zusammengebracht hatte, mußten das Getreide ersetzen.*) Zwei Schiffe, mit Proviant beladen, kamen den Rhein herunter, wurden aber bei der Stadt, weil sie zu schwer beladen waren, von den Wogen umgeschlagen und versanken vor den Augen des Feindes und der mit Hunger und Elend kämpfenden Belagerten. Die Entbehrung eines gesunden Trinkwassers und der nothwendigsten Lebensmittel, der „Gestank in der Stadt" und die drückende Sommerhitze erregten eine ansteckende Krankheit, welcher viele Bürger und Soldaten erlagen. „Wie Viele Hungers gestorben", schreibt der damalige Pfarrer Dorfinger in das Sterbebuch, „kann nit gesagt werden; under anderm ist auch mein lieber alter Vetter Adam Ott, bei 52 Jahr in erster Ehe lebend, und sein lediger Sohn Jacob, Hungers gestorben." —

Da Mercy sah, daß Rheinfelden aus Mangel an Proviant und Munition nicht länger behauptet werden könne und alle Aussicht auf Zufuhr immer mehr schwinde, „er „aber so viel unschuldige Leute, Bürger und Soldaten nicht „muthwillig in Tod geben wollte," — so entschloß er sich, zu kapituliren. Zu diesem Behufe sandte er den Oberstlieutenant Otto Ludwig von Schönau und den Capitain Jean de Seine an den Rheingrafen und ließ ihm melden: „Er „hoffe sich gehalten zu haben, wie es einem Cavallier ge„bührt und wohl ansteht; die ertheilten Ordonanzen von sei-

*) Ein Viertel Korn und ein Viertel Ackerland hatten denselben Preis.

„nen Obern habe er getreulich befolgt; nun aber in Be„tracht des Zuſtandes der Stadt begehre er zu akordieren.“*) Mit großem Vergnügen ging der Rheingraf auf das Begehren ein, denn bereits war ihm vom ſchwediſchen Kanzler Oxenſtierna die Weiſung zugekommen, von fernerer Belagerung abzuſtehen und mit ſeinen Truppen in das Württembergiſche zu rücken, „ohnangeſehen daß Rheinfelden 21 Wochen continue belagert geweſen, darüber etlich Tonnen Geldes ergangen und doch wenig ausgericht worden“. Nur noch einig

*) Ueber die tapfere Vertheidigung Rheinfeldens durch Obri Mercy berichtet Galeazzo Gualdo, der damals im Heere d Proteſtanten diente, Folgendes: Der Rheingraf glaubte, d Stadt ohne großen Widerſtand nehmen zu können, weil d Befeſtigungswerke nicht bedeutend waren. Allein die Tap der tapfern Soldaten erſetzte die Bollwerke und ſo wurde v den Kaiſerlichen nicht nur jeder Angriff der Schweden ab gehalten, ſondern auch zurückgeſchlagen. Mercy zeigte ſolch Unerſchrockenheit und ſolches Kriegstalent, daß er immer n Schanzen, Palliſſaden und Minen errichtete, und dem Fei gerade da am meiſten Widerſtand leiſtete, wo jener durch ei geſchoſſene Breſche über die Trümmer der Mauern einzudring hoffte, wobei täglich nicht nur Säcke voll Kugeln verlo gingen, ſondern auch eine große Anzahl tapferer Mannſch fiel. Nachdem die Kaiſerlichen mit beiſpielloſer Tapferkeit ſi vom 4. April bis 18. Auguſt gehalten, capitulirten ſie, nic vom Hunger, als vom Feinde beſiegt, und Mercy zog m 400 Soldaten und 30 Reitern ab mit dem herrlichen Ruh bedeckt, ſo lange Zeit hindurch einen ſo ſchwachen Platz be hauptet zu haben. (Historia delle guerre, del Conte Galeazzo Gualdo Priorata.)

DG

Tage Ausdauer, und Mercy hätte Rheinfelden dem Kaiſer erhalten! —

Die Bedingungen der Capitulation wurden zwiſchen den Bevollmächtigten des Platzkommandanten und dem Rheingrafen ſo feſtgeſetzt:

1. Die geſammte Garniſon, Offiziere und Soldaten, ſollen mit ihrem Untergewehr, Sack und Pack abziehen, mit ſicherer Convoy nach Koſtnitz begleitet, und unterwegs mit Quartieren und Unterhaltung verſehen werden, im Abzuge aber die Bürger und Bauernſchaft nicht plündern noch auch von denen etwas heimlich mit und durchzubringen annehmen, und in Summe nichts mitführen ſollen, als das Ihrige, dafür Herr Oberſt Mercy bei Cavallirs Glauben zu caviren.
2. Geiſtliche ſollen bei ihrem Exercitio, wie ſonſten an allen Orten ihnen kein Eintrag darin geſchieht, gelaſſen werden.
3. Soll Niemand von den Ausziehenden zu dienen genöthiget werden,
4. Wie auch im gleichen die Bürgerſchaft bei ihrer Religion und Gerechtigkeiten verbleiben.
5. Die Kranken und Verlezten belangend, ſollen ſolche in Rheinfelden, bis zur Reſtitution ihrer Geſundheit gelaſſen, und wie andere Soldaten darin gehalten werden.

Hierauf und zu Akomplirung dieſes Akords ſoll Oberſt und Commandant die Stadt Rheinfelden und alle Veſta noch heute einräumen, mit aller Zugehöre, wie die Namen haben mag, groß und klein Geſchütz mit Munition und Proviant,

und wo etwa Minen gemacht, oder heimliche Feuer eingelegt, dieſelbe entdecken und nichts verhelen. Summa: hierinnen aufrichtig als einem rechtſchaffenen Cavallier gezieret, procediren.

Actum im Feldlager vor Rheinfelden den 9(19) Auguſt 1634.

Am Tage der Uebergabe (19. Aug.) zog Oberſt von Mercy mit ſeiner Mannſchaft aus Rheinfelden mit all den Ehren, die ihm und ſeinen Soldaten nach einer ſo heldenmüthigen Vertheidigung gebührten. Nach den Bedingungen der Capitulation ſollte er, da die ganze Rheinlinie von den deutſch-ſchwediſchen Truppen beſetzt war, von einer Abtheilung Reiterei und Fußvolk begleitet werden, um ſicher nach Conſtanz zu gelangen. Aber ſchon in Möhlin blieb die Begleitung zurück, und Mercy war genöthigt, zwei Tage daſelbſt zu verweilen. Da er endlich ſah, daß der geſchloſſene Vertrag vom Gegner nicht gehalten wurde, daß von ſeinen Soldaten Einer nach dem Andern ſich von den Rheingräfiſchen anwerben ließ, ſo entließ er die ſämmtliche Mannſchaft ihrer Verbindlichkeit und kam auf Umwegen nach Conſtanz*), von da wandte er ſich nach Heidelberg und nahm als Generallieutenant an den folgenden Kriegsereigniſſen den thätigſten Antheil. Im Jahr 1643 beſiegte er bei Tut-

*) Mit den Soldaten waren auch viele Einwohner, Männer und Weiber, aus Rheinfelden gezogen, wurden aber, da die Capitulations-Bedingungen über Sicherheit des Lebens und Eigenthums nur auf die in der Stadt Verweilenden ſich bezogen ihrer Habe beraubt und bei 50 Perſonen getödtet.

lingen den General Ranzau und wurde für diese That zum Feldmarschall ernannt. Noch größern Ruhm erwarb er sich durch die Eroberung von Rotweil und Ueberlingen und durch die Erstürmung von Freiburg, welches er dann durch ein verschanztes Lager zu decken suchte. Aber nach dreitägigem heißen Kampfe gegen den französischen Marschall Türenne und den Herzog von Enghien (Condé) mußte er sich zurückziehen, schlug jedoch bei Mergentheim den Erstern in einem blutigen Gefecht und fiel endlich in der Schlacht bei Allersheim (3. Aug. 1645) im Gewühle und Pulverdampf von einer Kugel der Seinigen getroffen. Auf dem Friedhofe, den er gegen die stürmenden Franzosen vertheidigte, wurde er beerdigt.*) —

Der Rheingraf Johann Philipp ging, nachdem er Rheinfelden eingenommen, mit dem größten Theile seiner Mannschaft nach Freiburg. Als Platzkommandanten ließ er den Oberstlieutenant Körter zurück, dessen erstes Bestreben war, den Ort mit den nothwendigsten Lebensmitteln zu versehen. Mehrere Wagen mit Proviant wurden von Freiburg gebracht und als er erfahren, daß im Hause der Deutsch-Ordens-Commende Beuggen noch Frucht und Wein versteckt sei, ließ er beides in Beschlag nehmen und austheilen.

Eine plötzliche Wendung erhielt der Krieg in den österreichischen Vorlanden durch den Sieg, welchen die Kaiserlichen bei Nördlingen (27. Aug. 1634) über die Schweden davon

*) Es wurde ihm daselbst ein Grabstein gesetzt mit der Inschrift: Sta viator; heroëm calcas (bleib stehen, Wanderer, du trittst auf einen Helden). —

tungen. Die letztern zogen sich mit den Waldhüthern mit dem Herzoge zurück, aber nicht ohne ein furchtbares Andenken ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Nachdem von den ersten Tagen des September an einzelne Truppenabtheilungen mit Munition aus den Waldstädten nach Freiburg und in das Elsaß abgegangen, sich am Kreuzerhöhungstage (14. Sept.) Oberstlieutenant Meier Rheinfelden plündern. Was nicht mitgeschleppt werden konnte, wurde in das benachbarte Baselbiet verkauft, oder zerstört. Dann wurden das außer der Stadt auf einer Anhöhe gelegene Kapuzinerkloster, die Gottesackerkirche, das Sondersiechenhaus St. Margarethen mit der Kapelle, die Rheinbrücke mit dem Werkschopf, der Bäckerthurm und Hermannthurm in Brand gesteckt, sämmtliche Thorflügel ausgehoben und verbrannt, und was immer den Kaiserlichen zur Vertheidigung des Platzes etwa dienlich sein würde, zertrümmert. Nachdem das Werk barbarischer Verwüstung vollbracht, zog Körter mit dem Rest seiner Mannschaft nach Bensfelden und führte noch einige Bürger als Geiseln mit sich fort, nebst 14 Stücken großes Geschütz, 24 Doppelhacken, 3 Böhslein und eine große Anzahl Musqueten, welches Alles Eigenthum der Stadt war.

Verarmt, durch Mangel und Hunger auf das Härteste bedrängt, war Rheinfelden in die Hände des Rheingrafen gekommen. Mit biederm, edlem Sinne hatte Mercy seine Soldaten in Schranken zu halten und die Bürger zu schonen gewußt. Den Letztern streckte er in ihrer Bedrängniß selbst 200 Dukaten vor, und verlangte das Geld erst später zu-

DQ

er in Heidelberg und ſeine Frau in Breiſach „auf
:l denken mußten, um ſich zu erhalten“. Ganz
ndelte der Rheingraf. Sowohl auf den Stadtfond
die Bürgerſchaft hatte er gleich bei der Uebergabe
ſten Kriegsſteuern gelegt. So mußten, nach der
hen Rechnung, an ihn und ſeine Truppen für An=
von Pferden, Schlachtvieh, Heu, Salz u. ſ. w.
und (15,793 Frk.) bezahlt werden, dazu die Na=
ungen von 68 Viernzel Haber, 235 Viernzel Korn*)
Klafter Holz, womit der Feind theilweiſe die Thürme
um ſie in Brand zu ſtecken. Das Geld für dieſe
tern (bezahlt vom 19. Auguſt bis 14. September)
Baſel und andern Orten mit hohen Zinſen erhoben
Das Korn wurde von der Stadt Solothurn, welche
id und ihre Theilnahme an dem Unglücke Rheinfel=
ſtlich ausdrückte, zu ziemlich billigem Preiſe gekauft.
en wir zu dieſem verarmten und verſchuldeten Zu=
Stadt Rheinfelden, die vom übermüthigen und
nde verübten Grauſamkeiten und Schandthaten**),

Seſter ſchlechtes Korn koſtete vier Gulden, und doch war
um zu bekommen, der Seſter Haber zwei Gulden.
eiber, Geſch. v. Freiburg.)

die Soldaten unter dem Herzog Bernhard von Weimar
en Rheingrafen im Jahr 1634 urtheilt ein ſchwediſcher
ichtsſchreiber und Zeitgenoſſe: Sie litten gar keine Ord=
, ſondern hauſeten, daß Obrigkeiten und Unterthanen
tes Grauen vor ihnen hatten. In Summa, ſie erwieſen
i ſtetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltſamen Er=
ngen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prü=

die Plünderung und Verwüstung, die Angst und Noth, als ringsum an den Stadtmauern die Feuerflammen aufloderten, so haben wir das Bild des tiefen Elends und unbeschreiblichen Jammers, das neben so vielen Städten und Ortschaften in damaliger Kriegszeit auch Rheinfelden gewährte.

Nach Abzug der Deutsch-Schweden *) aus dem Breisgau wurden die Orte sofort von kaiserlichen Truppen besetzt. Mit solchen kam, im Auftrage der vorderösterreichischen Regierung, der Oberst Otto Ludwig von Schönau nach Rheinfelden. Dieser nahm einen Augenschein von der durch den Feind verursachten Verwüstung, zeichnete genau die geraubten Gegenstände auf und ließ sich dann von der Stadt für Zehrung und Entschädigung eine bedeutende Summe ausbezahlen, ohne daß sie selbst eine Entschädigung für ihre Opfer erhielt. Im Gegentheil erhielt sie den Befehl für sofortige Ausbesserungen an den Mauern, Thürmen und Thoren, sowie für Herstellung einer Nothbrücke über den Rhein besorgt zu sein, wofür von Mitte September bis Ende des Jahres 9500 Pfund (15,485 Frk.) von der Stadt und Bürgerschaft bezahlt werden mußten.

In dieser Zeit ereignete sich ein Vorfall, der die vorderösterreichische Regierung in Verlegenheit, wie die Stadt

---

geln, hauen, stechen, ja todtschlagen und niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen zugegangen. (Chemnitz, Gesch. des schwed. Krieges.)

*) Schweden nannte man damals Alle, welche gegen die Kaiserlichen kämpften, obwohl der größte Theil aus Deutschen bestand.

DQ 3
173

elden in Schrecken verſetzte. Die Kaiſerlichen, welche reisgau und die Waldſtädte beſetzten, waren Kroaten, iger „und anderes Geſindel, das ſich im Stehlen und n übel gehalten“. Da die Ortſchaften des Frick- und hales ausgeplündert waren, wandte ſich die Ausgeeit und Raubluſt der Soldaten an die Orte der berten Baſellandſchaft. Der kaiſerliche General-Wachtr Markgraf Wilhelm von Baden hatte zwar alle Streifplünderungszüge „bei ſchärffter Leibes- und Lebensverboten; allein die durch den langen Krieg an Züykeit und Habſucht gewöhnten Soldaten bekümmerten ı ſolche Mandate wenig, insbeſonders dann am wenigvenn nicht ein ſtrenger Befehlshaber denſelben Geltung ffte. Am 10. Oktober 1634 kamen 40 Reiter des 'ſchen Regiments vom Breisgau her*) nach Riehen ıſel, hielten daſelbſt einige dieſer Stadt angehörende erke an, ſpannten die Pferde aus und nahmen diemit ſich fort, nachdem ſie einige Bauern, die ſich dem :mraub widerſetzten, niedergeſchoſſen hatten. Fünf : Bürger eilten zu Pferd den Räubern nach, erreichten

---

:ht von Rheinfelden aus geſchah, wie Ochs in der Geſchichte n Baſel erzählt, der Raubzug, noch war, wie M. Lutz (im weiz. Geſchichtsforſcher, Bd. II) ſagt, Mercy dabei. Dieſer :ilte damals in der Pfalz, und mißbilligte ſtreng in einem :rief das Benehmen der Soldaten des Regiments, das ſein Namen führte. Ich gebe dieſen Vorfall genau nach den :otokollen, Verhören und Miſſiven, welche ſich darüber im :adtarchiv Rheinfelden befinden. —

ſie am Grenzacher Horn und verlangten, unterſtützt von
hener und Grenzacher Bauern das Geſtohlene zurück.
kam zum Handgemenge, deſſen Folge war, daß, nach Fl
der Bauern, die Basler gefangen fortgeführt wurden.
kamen nach Rheinfelden, wo ſie, da die Rothbrücke
nicht gebaut war, ſich in Schiffen über den Rhein fü
ließen. Am Thore wieſen ſie den Laufpaß ihres Ha
mannes Schmid vor und verlangten Herberge, „um für
Geld zu zehren“. Die Bürgerwache am Thore glaubte
nicht verſagen zu dürfen, „in betrachtung ſie in wehrn
belagerung bey jnen leib, hab vnd gueth ußgeſetzt, auch
ſo ritterlich und mannhaft gehalten“. Von den Gefange
und den Vorgängen in Riehen und Grenzach wollten weder
jenigen Bürger, welche die Reiter über den Rhein geführt,
die, welche ſie in die Stadt eingelaſſen, etwas gewußt ha

Dieſe That erregte in Baſel allgemeine Entrüſtung,
Oberſtwachtmeiſter Graſſer, Mitglied des Rathes, ein
thiger und kriegserfahrner Soldat, unternahm es mit
fähr 50 Reitern, unter denen mehrere Zimmerleute,
Aexten bewaffnet, waren, ſich an den frechen Räubern
rächen. In der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober
langte er vor Rheinfelden, ließ den größern Theil der Ma
ſchaft nächſt der Stadt zurück und ging vor Tagesanb
mit 4 Mann an den äußern Schlagbaum vor dem o
Thore, wo 8 Bürger Wache hielten. Dieſen gab er
und ſeine Leute „als gut kayſerliche“ aus und als die W
dennoch Anſtand nahm, von ſich aus um dieſe Tageszeit
Einlaß zu gewähren, ſo feuerte er und ſeine Gefährten

DQ
A73

stolen auf die Bürger ab, welche erschrocken die Flucht er-
ffen. Die Schüsse waren das Signal, daß die im Rück-
lt gebliebenen Basler nochfolgten, welche unter dem Rufe:
Druff! druff!" über die Fallbrücke, die man in der Angst
d Eile aufzuziehen vergaß, bis an das innere Stadtthor
angen. Die Wache daselbst wurde übermannt, das Thor
rch die Zimmerleute mit den Aexten aufgeschlagen und
ter dem Geschrei: „wo sind die Bluthunde?" sprengten
: Basler in drei Abtheilungen durch die Straßen. Einige
nächst dem Thore wohnende Bürger, welche auf den Tu-
lt erschrocken und bewaffnet aus den Häusern eilten, in
: Meinung, „der Schwed sei wieder da," wurden schwer
wundet, die kaiserlichen Reiter aber größtentheils in den
tten noch wein- und schlaftrunken angetroffen, niederge-
ren, einige in den Rhein gesprengt und vier, darunter
Lieutenant, gefangen genommen. Obgleich Grasser vor
n Wirthshause zur Sonne öffentlich erklärte, „es solle
nem Bürger oder Innwohner etwas geschehen," und sei-
n Leuten jede Plünderung verbot, so wurden doch an Un-
uldigen rohe Excesse verübt und in verschiedenen Häusern
Leute gemacht". So wurde der Todtengräber, der auf
n Gottesacker bei der Kirche ein Grab zu machen be-
ftigt war, erschossen, so daß die frische Gruft seine Leiche
nahm. Der junge Zörnlin, Sohn des Domherrn-Schaff-
s Emmanuel Zörnlin in Basel, ritt vor das Haus des
n sehr befreundeten Wypert Eggs und verlangte einen
runk, und als ein Diener ihm denselben gebracht, rief er:
Euch soll nichts geschehen, ich hab albereit bey der Sonnen

zween kayſerliche Hundt nidergemacht undt Dunder undt Hagel ſollen mich zerſchlagen, wenn ein kayſerlicher Hundt oder Soldat von mir ſolle pardon bekhommen." Es bezeichnen dieſe Worte die gereizte Aufregung, in welcher die Basler durch die Frevelthat der kaiſerlichen Reiter gekommen waren. —

Dies Ereigniß gab Veranlaſſung zu diplomatiſchen Erörterungen und langwierigen Unterſuchungen. Der Bürgermeiſter und Rath der Stadt Baſel ſchrieb nach Rheinfelden, ſie bedauern das Geſchehene, allein die Bürger, welche die Räuber über den Rhein und in die Stadt gelaſſen, wären Schuld, daß die Nachbarſtadt, gegen welche man nichts Feindſeliges habe, dabei habe leiden müſſen, „von unpassionirten gemüetern wird das vorgangen zue rhein argen außgeben werden". Zugleich wurden die nach Baſel gebrachten, den Bürgern in Rheinfelden geraubten Gegenſtände, beſtehend in einigen ſilbernen Bechern und zehn mit Silber beſetzten oder ganz ſilbernen Löffeln zurückgeſandt.

Die vorderöſterreichiſche Regierung ließ über den Vorfall eine genaue Unterſuchung führen. Der Bürger, welcher die Reiter über den Rhein geführt, Pulvermacher Hopp wurde für mehrere Wochen in den Thurm, und der Bürger Jakob Stehelin, der „durch ſeine Saumſeligkeit beim Wachtdienst nicht geringe Schuld geweſen", wurde einige Tage in den „Hundeſtall" geſperrt. —

Die unangenehmſte Folge für Rheinfelden war die Verlegung einer ſtarken Beſatzung ſowohl dahin, als nach den andern Waldſtädten, welche von den Bürgern erhalten und

erpflegt werden mußte. Dieſe Soldaten zeichneten ſich durch laubgier vor allen vorherigen Bedrängern aus. „Nichts ar vor ihnen ſicher, was nur einen kleinen Werth hatte der verkauft werden konnte," ſo daß die armen Bewohner on den „eigenen Landeskindern am meiſten gepeinigt wur- en". Nur zu ſehr hat Rheinfelden erfahren, was ein Zeit- enoſſe am Schluſſe des Jahres 1634 ſchreibt: „Das un- erſt iſt zu oberſt, und das oberſt zu unterſt gekehrt; auf er einen Seiten wütheten die Schweden und dergleichen, uf der andern die Croaten, Koſſacken, Pollaken, Spanier, Wallonen, und wußte niemand, wer da Freund oder Feind were, denn es war kein Unterſcheyd. Wer Geld hatte, war Feind, wer nicht hatte, wurde doch dafür ehalten, und deßwegen gemartert, gefoltert, auff Leib und Gut gepeinigt, da war kein vnterſcheid orts oder Perſonen, iber oder vnter der Erden, in heiligem vnd vnheiligem, ge- weytens vnd vngeweytens, vnd die ingeborne Landskinder be- leiſſigten ſich in der Tyranney, die Meiſter zu übertreffen, aß wol das arme Reich von ſeinem Anfang an kein elen- eres anſehen mag gehabt haben, als es in dieſer Zeit hatte."

Die traurige Lage Rheinfeldens wurde noch vermehrt urch eine peſtartige Krankheit, welche, wie das Sterbebuch achweist, tagtäglich ein bis mehrere Opfer forderte, und urch die Zwietracht, welche unter der Bürgerſchaft herrſchte. Als im Frühjahr der Feind gegen die Stadt zog, flüchteten ich viele Familien, unter dieſen nebſt dem Schultheißen auch inige Rathsglieder. Die zurückgebliebenen Bürger hatten inen neuen Schultheiß ſammt Rath erwählt; allein die frü-

hern machten nach ihrer Rückkehr auf ihre vorherige Wü
Anſpruch. So waren zwei Parteien, die flüchtige und
„getreue". Endlich konnten ſie ſich verſtändigen, indem
10. November die Gemeinde einhellig beſchloß: „es ſo
alle Zwieſpenn vergeſſen ſein und diejenigen, die weilen a
geſtandener Belagerung ſich darinnen als ehrlich gezei
ſollen die Uebrigen, ſo ſich in der Fremde inzwiſchen auf
halten, mit ehrrüerigen Worten ſpöttlich nit mehr antaſte

Dieſe Eintracht war nothwendig, denn neue und ſchw
Opfer wurden vom zerrütteten Gemeindeweſen verlangt.
Erzherzogin Claudia hatte das Kriegskommando der
lande dem Generalfeldzeugmeiſter von Reinach übertra
Dieſer, entſproßen aus dem altadelichen Geſchlechte d
Namens im Aargau, hatte unter Tilly ſeine Kriegsſch
gemacht, und ſpäter als Vertheidiger der Feſtung Bre
ſich einen Namen erworben. Dieſer Generalkommand
ſuchte eine bedeutende Truppenmacht im Lande zu ſamm
und bedurfte dazu Unterſtützungsgelder. Die Regierun
kaſſe war leer und ſo mußten die armen Landſtände
wenige vor der Habſucht der Soldaten Gerettete als Steu
bezahlen. Vergeblich waren die Bitten und Vorſtellung
Mit höchſter Mühe konnte der Probſt des Collegiatſti
St. Martin, Neudorfer, früher Hofkaplan der Erzherzo
und von ihr zur Probſtwürde erhoben, von der Fürſtin
Steuerfreiheit für das Stift erwirken. Als aber die St
mit der Bitte einkam, ihr die ſchweren Steuern zu erlaſſ
indem ſie aus ihren Mitteln während der Belagerung
kaiſerlichen Truppen beſoldet und verpflegt habe, erhielt

DQ

von der Regierung den höhnenden Bescheid: „Da die Mann„schaft zum Besten der Stadt daselbst gewesen, so mögen die „Bürger auch die Kosten tragen.“ — Ueber die Stimmung im Lande gegen die Regierung gibt folgender Vorfall ein klares Bild. Zur Berathung über Verpflegung der Mannschaft hielten die Abgeordneten des obern Rheinviertels eine Versammlung in Rheinfelden. Als die Regierungskommissäre für 7 bis 9 Compagnien auf längerhin Quartier verlangten, so wurde ihnen kurz erwidert, „daß ein so überstarkes Verlangen unmöglich zu erfüllen sei, und wenn selbiges nicht gemildert werde, man der Kugel den Lauf lassen müsse.“ Die Kommissäre versuchten nochmals ihre Beredtsamkeit, erregten jedoch damit den Unwillen der anwesenden Ständeglieder noch mehr, so daß der Comthur von Beuggen mit den Worten davon ging: „So nehmet in's Teufels Namen, „was noch übrig ist, damit man sagen kann, daß wir „vom Hause Oesterreich mehr als vom Feinde ver„derbt und an den Bettelstab gebracht wurden.“

Mit dem Ende des für Rheinfelden und Umgebung so verhängnißvollen Jahres 1634 wollen wir unsere Erzählung schließen. Leider barg das folgende, letzte Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges für die schwer heimgesuchten Orte des Frickthals wenn nicht schwerere, doch ebenso schwere Leiden und Drangsale in seinem Schooße.

Nach dem Berichte, den die Beamten der Herrschaft Rheinfelden über den Zustand derselben nach Abzug der

Schweden an die vorderösterreichische Regierung gaben, war im Jahr 1634 im Frickthal der dritte Theil der Wohnungen in den Dorfschaften abgebrannt, die andern Häuser wurden stark beschädigt, sämmtliche Kirchen (die von Herznach und Hornussen ausgenommen) entweder verbrannt oder theilweise abgetragen und alle Glocken und Uhren geraubt. „Von einer Ernte war keine Rede, darum kann man in den Dörfern auch nicht Einen Sester Frucht kaufen; für das Aussäen der Felder ist es zu spät und dazu hat der arme Bauersmann weder Roß und Pflug, noch Wagen und Geschirr.“

Geſchichte des Schloſſes Brunegg.

1. Brunegg zur Römerzeit.

enn man von Bruneggs Höhe herab über die ausgedehnte
ne des Birrfeldes nach den großen Waſſerlinien hinblickt,
he hier Aare, Reuß und Limmat zu dritt durch den
gau ſchlingen, ſo trifft man, unferne von ihrem Ver-
gungspunkte, auf das Städtchen Brugg und in deſſen
je auf die Ortſchaften Altenburg, Umiken, Königsfelden,
ndiſch und Vogelſang. Dieſe verſchiedenen Orte zuſam-
i ſind Trümmer der althelvetiſchen Stadt Vindoniſſa,
n Name ſelbſt nur noch in dem Dorfnamen Windiſch
lebt. Obſchon die Meinungen ziemlich verſchieden lauten,
jene zwölf Hauptſtädte der Helvetier zu ſuchen ſeien,
he von dieſen bei ihrer Auswanderung unter Orgetorix
ergebrannt worden ſind, ſo ſtimmen doch die meiſten
hichtſchreiber darin überein, daß Vindoniſſa mit ſeiner
rſt günſtigen Lage am Zuſammenfluß der Reuß und
e, und bei der Rolle, die es alsbald unter römiſcher Herr-
t ſpielte, eine dieſer zwölf Städte geweſen ſei. Wenn
alſo wäre, ſo kann es auch nicht unwahrſcheinlich heißen,

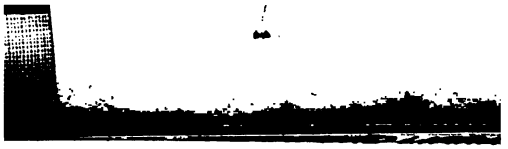
daß ſchon vor der Römerzeit jener ſonderbare Felsdurchha bei dem Römer-Caſtell auf dem Brunegger Bergrücken al ein althelvetiſches Befeſtigungswerk ausgeführt worden ſei Es wird davon nachher noch beſonders die Rede ſein.

Bald nach dem Eindringen der Römer ins Land mußt man die Vorzüge der Lage von Vindoniſſa wohl erkennen der Ort erhielt ſeine Beſatzung, wurde befeſtigt und mit de römiſchen Straßennetze in Verbindung gebracht. Er erwuch zum Municipium. Theodor Mommſen hat, geſtützt auf di neuen Funde an Münzen und Inſcriptionen, die Lage un militäriſche Bedeutſamkeit Vindoniſſa's mitbeſprochen in ſe nem Aufſatze: Die Schweiz in römiſcher Zeit (Zürich. Anti quar. Mittheil. Bd. IX, 1856). Wir bedienen uns in Nachfolgenden ſeiner Worte, ſo weit es unſer Zweck erfordert

Windiſch beherrſcht einerſeits die beiden italiſchen Straßen, ſowohl die vom großen Bernhard über Avenches und Sol thurn, als die von Como und Bündten herkommende, wäh rend andrerſeits ſich von hier aus eine Verbindung theil über den Bötzberg mit der römiſchen Feſtung Augusta Rau ricorum, theils über den Bodenſee mit der Feſtung Augusta Vindelicorum, das heißt mit der Rhein- und der Donau linie, mit Leichtigkeit herſtellen ließ. In allen dieſen Rich tungen wurden von Windiſch aus verſchanzte Poſtenketten angelegt, jedoch ohne die Truppen zu weit auseinander zu legen. Kein Poſten ſcheint weiter als zwei Tagemärſche vom Hauptquartier entfernt geweſen zu ſein. Die weitere Sicher rung der Straßen lag dann ohne Zweifel den römiſchen Unterthanen ob. Wir können noch jetzt deutlich die Poſten

kette auf der Hauptſtraße erkennen, die einerſeits auf den Genfer-, andrerſeits auf den Bodenſee zu lief. Der ſüdlichſte bis jetzt nachgewieſene Poſten auf dieſer Linie iſt Triengen im Kant. Luzern, der nördlichſte Ellikon unweit der rätiſchen Grenze. Sorgfältig war ferner, wie begreiflich, der Rheinübergang bei Zurzach beſetzt, wo die Fundamente der römiſchen Brücke, oder vielmehr der Brücken, noch heutzutage bei niedrigem Waſſerſtande vollkommen ſichtbar ſind. Der Poſten zwiſchen Coblenz und Zurzach, der ſie deckte, ſcheint nächſt Vindoniſſa ſelbſt und Kloten auf der Bodenſeeſtraße, der ſtärkſte unter allen römiſchen in dieſer Gegend geweſen zu ſein. Die Communication mit den beiden Hauptquartieren Köln und Mainz fand ohne Zweifel auf dem linken Rheinufer über Augſt ſtatt, und der Rheinübergang bei Stein, Seckingen gegenüber, mochte durch ein Detachement bewacht ſein, während im Uebrigen wohl die Feſtung Augusta Raurica dafür zu ſorgen hatte, daß die Verbindung hier offen blieb. Was die Truppen anlangt, die in und um Vindoniſſa ſtanden, ſo ſcheint Auguſtus zuerſt die dreizehnte Legion dahin gelegt zu haben. Weil ſie aus zwei zuſammengeworfenen Regimentern gebildet ward, hieß ſie die Doppelte, Gemina. Von ihr ſind indeß wenige Spuren übrig geblieben. Vermuthlich ward ſie bald nachher abgelöst durch die einundzwanzigſte Legion, „die Räuberbande“ (rapax), wie ſie anfangs mit einem wahrſcheinlich wohlerworbenen Spottnamen benannt ward und ſpäter, da ſie ein berühmtes und viel gefeiertes Corps geworden war, ſelber ſich zu nennen beliebte. Von dieſer Legion rührt die Anlage

der gemauerten Standquartiere her, deren weitläufig
reſte bei Windiſch, Kloten, Coblenz und ſonſt noch
Ackersmann unbequem werden. Unter Vespaſian
einundzwanzigſte Legion anderweitig verwendet un
nach Vindoniſſa die eilfte gelegt, die wegen ihrer T
gen den Kaiſer Claudius, bei der Militärrevolte in D
im Jahr 42, ſich den Beinamen der „claudiſchen loy
treuen“ (Claudia pia fidelis) erworben hatte. Die
mannſchaft der Unterthanen verwendete der Römer
ſätzlich nicht in ihrer Heimat, helvetiſcher Zuzug erſc
her nicht mit unter der vindoniſſenſiſchen Armee. A
citus und die Inſchriften bezeugen, daß ſpeziell di
und ſiebente Cohorte der Räter als Unterthanenmiliz
Windiſch ſtand, nicht in die Außenpoſten verlegt, ſon
Hauptquartier unter den Augen des Legaten. A
wird noch die dritte Cohorte der Hispaner erwähnt,
dem Vorpoſten am rechten Rheinufer, auf dem gefäl
Punkt, begegnet, und endlich wird noch der ſechsundzwa
Cohorte der italiſchen Freiwilligen bei dem Heere v
doniſſa gedacht. Wahrſcheinlich unter Domitian und
wurde die eilfte Legion von Vindoniſſa auf das rechte
ufer verlegt und die Militärſtraße von Zurzach a
Rotenburg am Neckar (Summalocenna) und von
linken Donauufer nach Regensburg geführt. Von
blieb das helvetiſche Gebiet mindeſtens anderthalb J
derte befriedetes Provinzialland, in dem weder die S
noch die Barbaren dem Aufblühen der römiſchen Civ
Eintrag thaten. Aber ſeit um das Jahr 260 d



mannen den helvetiſchen Gau überflutheten und Aventicum niedergebrannt hatten, zogen ſich die römiſchen Beſatzungen wieder auf die auguſteiſche Grenze zurück. Jetzt ward Augusta Raurica (Baſel-Augſt) der Stützpunkt der römiſchen Truppen und, nach deſſen Zerſtörung, das castrum Rauracence (wahrſcheinlich Kaiſer-Augſt) nebſt den Poſitionen zu Oberwinterthur und Stein am Rhein, die zu derſelben Vertheidigungslinie gehörten. Mit dem Ende des vierten Jahrhunderts hat hier überall die Römerherrſchaft ihr Ende, und die Germaniſchen Stämme haben ſich auf dem Schweizergebiete, wenn man Graubündten und Wallis hinweg denkt, überall niedergelaſſen.

Nothwendigerweiſe mußten die um Vindoniſſa zunächſt gelegenen Höhenpunkte, welche der Hauptſtadt einen militäriſchen Schutz gewähren konnten, gleichfalls befeſtigt ſein und als Vorwerke oder Hochwachten dienen. Daß darunter vorzugsweiſe Brunegg gehören mußte, leuchtet ſchon einem gewöhnlichen Betrachter dieſer Landſchaft ein; und auch ſchweizeriſche Stimmen aus älterer Zeit waren hierüber einig, wenn ſie bereits im Stande waren, ſich von einem militäriſchen Urtheile leiten zu laſſen. Weil unter dieſe F. L. Haller gehört, der zudem dieſe Gegenden bewohnt und durchforſcht hat, ſo kann uns ſeine Erklärung hierüber keineswegs werthlos ſein. Wir citiren aus ſeiner Schrift: Helvetien unter den Römern, Topographie von Helvetien, pg. 415. „Wem von unſern Leſern die herrliche Ausſicht von der ehemaligen Burg Brunegg und von der Anhöhe, auf welcher ſie ſteht, nach den vier Weltgegenden hin be-

kannt iſt, den wird es nicht befremden, wenn wir eine römiſche Thurmwarte und Hochwacht (specula) daſelbſt ſuchen, die zur nahen Hauptfeſtung Vindoniſſa gehörte. Denn von hier aus überſah man nicht nur die Heerſtraße, die nach Ultinum und Salodurum am öſtlichen Abhange des Brunegger Berges vorbeiging, ſondern auch die Römerſtraße jenſeits der Reuß, die rechts nach Zug, links nach Zürich führte; man konnte alſo jede von dorther kommende Gefahr ſogleich bemerken und ſie den weiter landaufwärts gelegenen Militärpoſten durch Warnungszeichen anmelden, bei Tag durch Rauch, des Nachts vermittelſt angezündeter Fackeln. Die Hochwacht auf der Brunegg ſtand daher zu ſolchem Ende mit den fernern in Verbindung, welche ringsum hier zu gleichem Zwecke errichtet waren auf dem Habsburger Berge, auf Urſprung (Weiler auf dem Bötzberge), auf dem hohen Geißberge (bei Villingen). Es ſind dieß dieſelben Höhenpunkte, auf denen heute noch Alarmſchüſſe abgefeuert werden, um eine in der Ebene entſtandene Feuersbrunſt anzukünden. Von dem Vorhandenſein eines ſolchen Militärpoſtens auf der Brunegg reden die hier häufig entdeckten Ziegelſtücke, mit dem Namen der XI. und XXI. Legion, welche zunächſt am nördlichen Abhange und oben auf der Höhe des Brunegger Berges mehrfach gefunden worden ſind.* Dieſe Muthmaßung Hallers wird noch unterſtützt durch die vielen eiſernen Pfeilſpitzen, die man rings um das Schloß häufig im Boden findet und die ihren römiſchen Urſprung gleichfalls nicht verkennen laſſen. Aber Alles dieſes hört auf zweifelhaft zu ſein, wenn man ſich die weite Ausdeh-

ng Vindoniſſa's mit allen zahlreichen Zinnen, Thürmen, mpeln, Brückenköpfen und Vorwerken denken will; wenn n erwägt, daß ihre Vorſtädte und Villen auf einer Seite Mühlingen und Gebisdorf, ja bis zum Dorfe Habs- g hin reichten; wenn man weiter bedenkt, daß nur ein ar Stunden entfernt die von Kaufleuten und Badegäſten mals ſchon beſuchte Stadt Baden (Vicus aquarum) lag, d daß von hier abermals weitere Heerſtraßen abgingen: eine über Wettingen nach Zürich, die andere das Wehn- l hinauf nach Oberwinterthur (Vitodurum), ferner eine rbindungsſtraße, die ſich über die Reuß abzweigte, und er Mägenwyl, Lenzburg, Schafisheim nach Zofingen führte. ie heute noch, ſo wurde ſchon damals in Mägenwyl der ühmte Bruch von wildem Marmor ſtark bearbeitet und ferte eine Menge Grabſteine, Altäre, Säulen u. ſ. w. if dem Schloſſe zu Lenzburg, gegenüber der Brunegg, nd damals gleichfalls eine Cohorte; am rechten Ufer des achbarten Aabaches, oberhalb Lenzburg, war auf dem Felſen rmals eine Specula, deren Trümmer nun die Heidenburg ißen. Und ähnliche Spuren von Sommerlagern und Lager- anzen finden ſich zahlreich in der nächſten Umgegend zwi- en Seon und Schafisheim, zu Rupperswyl, im ſog. Lind- ld zu Mörlken, zu Birmiſtorf, Gebiſtorf, Hauſen, Linn, ättwyl und Vogelſang. An allen dieſen Orten finden ſich ch Ueberreſte römiſcher Thätigkeit: Waſſerleitungsröhren, oſaikwürfel, Münzen, Thongeſchirre, Grabſteine, Kleider- ften, Waffentrümmer.

Von der Brunegg herab alſo konnte man die Geſchicke

mitbetrachten, deren Hauptſchauplatz das römiſche
ſo lange geweſen iſt. Von hier aus ſah man der
der geſchlagenen Helvetier, die unter ihrem Führer
Servius den Legionen Caecina's ſich noch einmal,
dem Birrfelde, entgegenſtellten, dann aber in den Bi
worfen und dorten zuſammengehauen worden ſein ſol
geſchah im Jahre 69 nach Chriſtus. Auf dieſelbe
Birrfeldes verlegt man die Beſiegung der Alemann
Conſtantinus Chlorus im Jahre 303. Zur Ret
Windiſch ſelbſt erfolgte dieſer Sieg viel zu ſpät; ſc
die Barbaren vor des Imperators Ankunft die
ſtört, und als ſie über den Rhein zurückgetriebe
wurden die ſtädtiſchen Befeſtigungswerke nur nothd
der Nordſeite an der Aare wieder hergeſtellt. Um
gelang es den nachdrängenden germaniſchen Volks
ihre Einfälle zu wiederholen und nebſt den meiſte
feſten Orten auch Vindoniſſa zu erobern und in
legen. Im buchſtäblichen Sinne ließ hier der Fei
Stein auf dem andern. Von allen Römerbauten die
und ihrer Umgegend: den vier Stadtthoren,
Brücken über Reuß und Aare, dem Zeughaus, den
und Amphitheater — iſt außer einigen geringen
blöcken nichts weiter auf uns gekommen. Ein
allein hat ſich erhalten und verſieht bis heute d
Königsfelden, ſowie die beiden Dörfer Oberburg u
diſch mit ſeinem reichlichen Quellwaſſer. Als nä
Königin Agnes zum Bau des Kloſters Königsfe
Grundlagen ausgraben ließ, entdeckte man im Bo

hem Mosaik- und anderm Bildwerke diese altrömische rleitung wieder. In massiv steinernen Rinnen fließt figkalte Quelle vom Brunegger Berge her unterirdisch das stundenbreite Birrfeld und tränkt, wie ehemals die r, so nun heute die Kranken des Kantonsspitals. Hein- Bullinger, Chronikon Tigur., erzählt zum Jahre 1312 Klosterbau: „Ein kostliche schone alte Wasserlayti würdt da gesähen, die von Bruneckh har durch das Byrfeldt s Closter rinnet, freylich noch überblieben von der alten Windisch."

2. Brunegg in der Alemannenzeit.

Während der Hauptstoß gegen das längst wankende Ge- der Römermacht vom Norden her durch die Germanen vom Osten her durch mongolische Völkerstämme geschehen hatte der Genius der Menschheit zugleich dafür gesorgt, nicht alle Cultur in Schutt und Blut zu Grunde ging. onissa zwar war zerstört und sollte nicht wieder aus der erstehen, aber die Sendboten eines neuen Glaubens enen im Lande, und während sie sich in den Ruinen elten, ging ein frischer Geist durch die verlassenen r. Es ist bekannt, wie schottische Missionäre (Fridolin , Columban 588) über Gallien her nach Helvetien n und sich im Gebirge niederließen. Es entstanden er und Bisthümer. Unter den Letztern wird auch Win- , und als sein erster, obschon mythischer Bischof, jener

Sankt Beatus genannt, den man in der Schweiz nur au den rieſenhaft lautenden Legenden vom Thunerſee her un vom Berner Oberlande kennt. Gewiß iſt, daß die Orts kirche zu Windiſch, wie eine in ihr eingemauerte Latein-In ſchrift beweist, in der Ehre des hl. Martinus erbaut wurde alſo eines galliſch-fränkiſchen Patrons. Er iſt auch de Schutzheilige des Stiftes Muri urſprünglich geweſen; ſomit gehört Martinus (von dem zugleich der Martinsberg an de Stadt Baden den Namen trägt), wie in den deutſch-fränki ſchen Landſtrichen, ſo auch im Aargau unter die älteſten deutſchen Kirchenheiligen und erweist ſich in unſern örtlichen Legenden als ein unverkennbarer Nachfolger des Germanen gottes Odhinn-Wuotan. Die erſten geſchichtlichen Inhabe des Biſchofsſitzes zu Windiſch ſind Bubulcus (Rinderhirt) und Grammatius (Schreiber), welche ſich ſelbſt benennen die von Gott ernannten Windiſcher Biſchöfe (in nomine Christi episcopi Vindonissenses). Der Erſtgenannte iſt erwähnt 517 in einer Clerikerverſammlung zu Epaone, bei Vienne an der Rhone, der Andere ſteht mit ſeinem Namen in den Concilienunterſchriften zu Orleans im Jahre 548. Allein damit iſt nicht geſagt, daß die Beiden in dem durch feind liche Einfälle immer noch gefährdeten Windiſch gewohnt hätten, vielmehr haben ſie ſich wohl nur nach ihrem Sprengel zubenannt, bis ihr Nachfolger Urſinus den Biſchofsſitz förm lich nach Conſtanz verlegte. Windiſch ſank zum Dorf herab; daß aber ein Leutprieſter dorten zurückblieb, läßt ſich aus den Urkunden des 13. Jahrhunderts ſchließen, die zwei dort wohnenden biſchöflichen Vikare, Walther und Burkhard

ehrmals Erwähnung thun. (Von Arx, Gesch. des Buchsgaues, 28.)

Der Priesterherrschaft folgte die Adelsherrschaft. An die Stelle der irisch-schottischen Missionäre und der gallisch-burgundischen Bischöfe trat ein von ihnen herangezogener alemannisch-burgundischer Landesadel. Die politische Geschichte des Aargau's beginnt mit derjenigen der burgundischen Grafschaft Rore. Diese Letztere umfaßte nur einen Theil des ganzen Gaues, das sog. Niedere Aargau, welches von der Südseite des Jura an weit in das Zuger und Luzerner Gebiet hinein reichte. Aus den Erbgütern der Lenzburger und Habsburger Grafen, welche beide sich zugleich Grafen von Rore nannten, läßt sich der Umkreis der alten Grafschaft Rore ziemlich sicher bemessen. Denn die Grenzen der einzelnen Grafschaften, in die ein jeder Carolingischer Gau eingetheilt war, machten zugleich die Grenzen der in ihnen gelegenen Dekanate aus. Nun wissen wir aus dem ältesten Verzeichnisse aller zum Bisthum Constanz gehörenden Dekanate, daß derjenige Aargauer Landstrich, in welchem die Lehensgüter und Allode der Grafen von Lenzburg lagen, aus folgenden fünf Dekanaten bestand: Bremgarten, Hochdorf, Mellingen, Aarau und Sursee. Diese fünf Dekanate müssen zusammen also die Grafschaft Rore ausgemacht haben; theils weil in jeder derselben die Grafen von Lenzburg und Habsburg eine öffentliche Gerichtsstätte (mallus) hatten und hielten; theils weil ihre daher erlassenen Urkunden des Bestimmtesten sagen, daß dieser ihr Rechtsspruch erfolgt sei in der Burgundischen Provinz, im Constanzer Bisthum,

im Gau Aargau geheißen, und hier in der Grafſchaft Aar[gau] (Tſchudi, Gall. comat. 87. Chronik 1, 9); und endlich [auch] deßhalb, weil alle die Grafengeſchlechter des Aargaus, [welche] ſich den Namen deren von Rore beilegten, Rechtsnachfolger erhoben und durchſetzten in jedem dieſer voraus genannten fünf Dekanate.

Wir müſſen für unſern Zweck mit den Habsburger Grafen beginnen, alsdann auf die Lenzburger Grafen übergehen, und von dieſen aus zu den Habsburgern zurückkehren, um damit auf die verbürgte Geſchichte der Brunegger kommen zu können.

Das Geſchlecht der Habsburger kommt her von der alemanniſchen Herzogenfamilie der Ettikone, die im Elſaß [und] zugsweiſe begütert und hier in mehrern Grafſchaften [die] Herrengeſchlecht waren. Graf Guntram gehörte in [dieſes] Geſchlecht, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, [der] Großvater deſſen, der nachmals die Habsburg erbaute. [Er] ſelbſt war wegen eines Treubruches gegen den Kaiſer [ſeiner] elſaſſiſchen Beſitzungen enterbt worden. Allein er hatte [die] Tochter Landalo's geheirathet, eines Herrn von Windiſch [und] Altenburg, und die Güter, die er dadurch erworben [hatte] konnten bei der gegen ihn ausgeſprochenen Reichsacht [nicht] zugleich mit confiscirt werden, weil ſie im damaligen [Burg]gundiſchen Landestheile gelegen, alſo außer der Macht [des] Kaiſers waren. Nach dieſen Gütern benannte ſich Gunt[ram] nun Graf von Altenburg und Herr im Eigen. Letzter[er] Name, überhaupt ein Gut bezeichnend, das nicht im Lehen- oder grundherrlichen Verbande ſteht, iſt heute noch [in]

ndſtriche verblieben, welcher ſich vom Birrenberge aus über s Birrfeld an die Reuß erſtreckt und den Wülpelsberg mit r nachmaligen Habsburg in ſich ſchließt. Dazu kamen noch nige Beſitzungen zu Wohlen in den Freienämtern. Da eſe in der Gerichtsbarkeit der Grafſchaft Rore lagen, ſo hnte der liſtige Guntram die Rechte ſeines Hofvogtes, den nach Wohlen zu ſetzen berechtigt war, bald zu Rechten er ihm fremden Grafſchaft aus, er bemächtigte ſich auch orten der Gerichtsbarkeit und Grundherrlichkeit, und drückte ie freien Hofbauern um Muri zu Grundholden und Lehens= uten herab. Dieſer gleichen Raubthat, welche von Guntram nd ſeinem Sohn Lanzelin erzählt wird, machten ſich auch ine vier Enkel ſchuldig; aus demſelben Rechtsgrunde, daß Muri und Umgegend in der Grafſchaft Rore liege, ſprachen e dorten das Recht der Grundherrlichkeit an und bekämpften äter ſich ſelber gegenſeitig, uneinig geworden über ihr an= maßtes Erbe. Zwei von ihnen, Werner und Ratbot, ver= ndeten ſich alsdann gegen die übrigen und machten das argau zum Schauplatz ihrer Familienfehde. Aus Werners arlehen erbaute Ratbot ums Jahr 1019 auf dem Wülpels= rge aus den Ueberreſten einer römiſchen Thurmwarte die absburg und wußte ſich damals zu ſeinem weitern Schutze it dem wirklichen Grafen von Rore, mit Graf Ulrich von nzburg zu einigen. Von dem Namen der neu errichteten burg benannte ſich fortan das Geſchlecht, das dann im An= ng des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Grafen Rudolf n Blüthe kam. Denn dieſer erhielt die Grafſchaft Aargau m Lehen und wurde ſomit eigentlicher Graf von Rore.

Er ſtarb 1232, als Großvater des nachmaligen Kaiſers R dolf von Habsburg, der 1218 geboren wurde.

So weit mußte hier von dem Stammhauſe der Hab burger die Rede ſein, um nun zum Gegenſtande dieſes Au ſatzes, zu dem Geſchlechte kommen zu können, welches ſe haft geweſen auf dem Schloſſe Brunegg.

Die Edeln von Brunegg waren dem Grafengeſchlec auf der nachbarlichen Habsburg frühzeitig als Lehensträg zugethan. Bald werden ſie der Grafen von Habsburg Ed knechte genannt (Fäſi, Erdbeſchreib. der Eidgen. 1768 624), bald nach ſpäterer Ausdrucksweiſe jenen Titel üb ſetzend, heißen ſie des Hauſes Oeſterreich Lehensleute (Le Helvet. Lex. 4, 357). So finden wir denn unter jen großen Habsburger, der als Rudolf I. den deutſchen Thr beſtieg, einen Gottfried von Brunegg, der des Kaiſers Ba nerträger (signifer), ein angeſehener Mann (vir magnifi genannt wird und noch unter Rudolfs Sohne die Schla gegen König Adolph mitkämpft. Nach Bucelin. bei Jo v. Müller 1, cap. 18, 635. Damals mag dieſes Ed geſchlecht der Brunegger ſich den weitern Titel der Truc ſeſſen von Habsburg erworben haben; denn unter dieſen Na men wird es bei Lutz aufgeführt (Lex. 1, 203), obſch dieſer eben genannte Autor ſonſt keine beſondere Glaubwü digkeit verdient. Das angebliche Wappen dieſer Truchſeſſe von Habsburg führt einen gehenkelten Waſſereimer im Schil und hat einen gehenkelten Stauf zur Helmzier. Dieß nöthi uns, eine Bemerkung über die beiden Namen Habsburg u Brunegg hier anzuknüpfen; denn ehe wir weiter fahren, m

gezeigt werden, daß das redende Wappen mit dem Wasserimer im Schilde der Brunegger den Namen dieſes Geſchlechtes eben ſo falſch auf einen Brunnen deutet, wie der Name der Habsburger falſch auf einen Habicht bezogen worden iſt.

Wenn ein Orts- oder Flurname nicht mehr ſich ſelbſt erdeutlicht, pflegt ſich ihm eine erklärende Namensſage anzuhängen. So geſchieht es mit den beiden Namen Habsburg und Brunegg. Jenes ſoll nach einem Habicht, dieſes nach einem Brunnen benannt ſein. Gegen beide Meinungen ſprechen die Urkunden. Betrachten wir zuerſt den Namen Habsburg. Die Stiftungsurkunde vom Kloſter Muri vom Jahr 1027 ſchreibt zu wiederholten Malen castrum, quod dicitur Habesburc. Die Umſchrift eines Jagdhornes auf unſerer aargauiſchen Kantonsbibliothek, das dem Habsburger Grafen Adalbert gehörte, lautet: comes Albert. Alsatiensis, Landgrave de Habisp. natus ao. 1199. Es iſt hier alſo nirgend von einem Habicht die Rede. Zudem führten ja die Habsburger den Löwen im Schilde, nicht aber einen Habicht; der Reichsadler ging bekanntlich erſt ſpäter auf ſie über. Und ſo erklärt ſich auch ſchon Tſchudi (1, 6 u. 7), von Guntram, dem Erbauer des Schloſſes redend: „er bedacht, die Veſti Habſpurg zu nennen, diewil er ſin Lib und Gut als in einer ſtarcken ſicheren Hab allda ze ſicheren gefunnet. Daß aber ein Fabeldichter ſchribt, die Veſti hab von einem Habich den namen, widerſpricht des gemelten Biſchoff Werenhers, Stiffters der Burg, beſigelt eigen Urkundt, ſo er hernach ao. 1027 dem Gottshuß Mury geben und noch alda

unverseret funden wirt, darinne er selbs Habespurg u. nit Habichsburg nempt." Ein Schloß, das so nahe dem Zusammenfluß der drei Ströme Aare, Reuß und Limmat erbaut wurde, nannte sich nicht nach Geier und Habicht, sondern nach dem Verkehr, aus dem es seine eignen Lebensquellen zu schöpfen hatte. Die Schifffahrt auf diesen Strömen, Sicherheit des Verkehres, Waarentransport und Abgaben für das Geleitsrecht — dieß waren die Fundamente, auf denen ein solches Schloß gedeihlich errichtet werden konnte. Und aus solcher Lage schöpfte es denn zugleich seinen Eigennamen. Auf den ältern Abbildungen des Schlosses sieht man einen Weg zum Aarufer hinabführen, und einen Schiffsmann die Fähre zum jenseitigen Ufer leiten. Habe ein Ufer mit einer Schiffslände hieß und heißt Hab. Habsburg liegt an derjenigen Krümmung der Aare, von wo an der Fluß bis zum Städtchen Brugg über Felsen strudelt, welche die Schifffahrt gefährden. Hier also muß ein Ausladungsplatz gewesen sein, den man Hab, im Hafen, hieß. Das Zürcher Stadtgeschlecht Haab, das 1542 einen Bürgermeister lieferte, war nach seinem Wohnort an der Schiffslände oder in der Haab genannt. Vögelin, Altes Zürich pag. 175. Habbühl ist in der Zürcher Gemeinde Herrliberg der Bühl an der Habe genannt, d. h. der Bühl an dem dortigen Landungsplatz für die Schiffe des Zürcher Sees. Die Zunftordnung der Neckarfischer von Eßlingen (Pfaffs Gesch. v. Eßling. 681) verordnet, die Weiden und Gesträuche am Flußufer nicht auszuhauen, „damit Fisch und Krebs Habe behalten mögen." Der gleichen Ueberzeugung ist auch

Bullinger, der sich Chron. Tigur. Fol. 1, Blatt 75b rklärt: Der Niderländter nännet ein Schiffländi ein Haff, Oberländer ihre Schiffsländinen ein Haab, da in der tzschen Sprach des Ober- vnd Niderlandts die Buchstaben nd F für einandern gebraucht werdent." Habsburg ist als eine die Stromschifffahrt und den zunächst gelegenen bungsplatz an der Aare deckende Burg zubenannt worden. Ein ähnliches Namensmißverständniß wie hier hat sich beim Namen der Brunegg eingeschlichen. „Brunnegg Brunnenberge" schreibt Bronner in seiner Statistik des tons Aargau 2, 297. Der alte Lehensmann, der vor hen zwanzig Jahren auf dem Schlosse Brunegg lebte, hierüber folgende etymologische Sage erzählt: Ein Graf erbaute die beiden Schlösser Lenzburg und Brunegg, nur ersteres kam zu seiner Größe und Ausdehnung, die noch heute hat, Brunegg jedoch blieb klein. Denn als r Bero's Söhnchen in den Sodbrunnen der Burg stürzte darin ertrank, stellte er den halb vollendeten Bau für mer ein. Diese Angabe des Lehensmanns trifft zusammen t jenem Brunneneimer im Wappen der Truchsessen von bsburg. Man kann aber beim Volke noch eine andere, er ganz entgegengesetzt lautende Namensdeutung hören; sie auptet, das Schloß habe von den verbrannten römin Ruinen, die altersschwarz draußen auf der Felsecke en blieben, seinen Namen erhalten. Hierin liegt wirklich allein richtige Erklärung, jedoch gehören noch andere gechtliche Voraussetzungen dazu. Das alemannische Wort n, neuhochd. braun, führt mit dem Worte Brunst, Gluth,

zu der Wurzel brinen, entzünden. Das altnord. brani ist incendium. Braun hat also die doppelte Bedeutung von brennend und leuchtend, von gebrannt und brandschwarz. Ein Gesicht ist von der Sonne gebräunt und sonnenverbrannt. Brandfuchs und Braunfuchs bezeichnen dasselbe jagdbare Thier; das Brändeli wird die Schwarzamsel genannt, und Rothbrändlein das Rothschwänzchen. Vrgl. Grimm Wörth. 2, 324. Auch eine Zürcherortschaft führt den Namen Brunegg (Gemeinde Hombrechtikon) und wird von H. Meyer (Zürch. Ortsnamen Nr. 938) mit Bruninekka erklärt, Ecke des Brun. Bruno ist Name des harnischglänzenden Mannes und zugleich des Bären, dessen Beiname bekanntlich Braun heißt. Ein fernerer Ort Bruni (ebenda Nr. 1725) gehört zur Gemeinde Pfungen. Jene volksthümliche Etymologie hat also ziemlich nahe gerathen, wenn sie den Burgnamen von Brandbrunn ableitete; nur konnte sie nicht zugleich wissen, daß hier schon in römischer Zeit eine Hochwacht gewesen war und mit ihren Feuerzeichen eine plötzlich annahende Gefahr in die Umgegend zu signalisiren hatte, ebenso wie heute noch der Schloßwächter dorten die Lärmkanone abschießt, um eine im Bezirk ausbrechende Feuersbrunst zu verkünden. Auf diesen gleichen Berghöhen pflegten sodann die heidnischen Alemannen ihr Osterfeuer anzuzünden zum Feste des Frühlings-Empfangs, und ihre Sonnewendfeuer nach der einen Hälfte des abgelaufenen Sonnenjahres. Und trotz des uns heute so sehr bedrückenden Holzmangels läßt es sich unsere Knabenschaft noch nicht nehmen, auf denselben Höhen und ziemlich in denselben Zeitfristen des Jahres, gleich den heidnischen Ahnen, noch

DQ

Brennmaterial zuſammen zu ſchleppen, um hier die
es-, Fasnacht-, Oſter- und Johannisfeuer weithin
Umgegend leuchten zu laſſen.
m nun dieſe doppelte Namenserklärung zu breit aus-
iſt, der darf ſich damit getröſten, daß die jetzt fol-
olitiſche Geſchichte des Schloſſes Brunegg um ſo kürzer
wird, weil die davon handelnden Urkunden theils ver-
theils auch noch nicht wieder aufgefunden ſind.
s Schloß ſoll im dreizehnten Jahrhundert von den
ſen übergegangen ſein an die Edeln von Hedingen,
Stammburg in der jetzigen Zürcher Amtei Knonau
dorten urkundlich ſeit dem Jahr 1230 erwähnt wird.
llen im Familienarchiv der Adelsfamilie Effingen auf
Wildegg Urkunden liegen, in denen die Edeln von
n als Beſitzer von Brunegg genannt ſind. Albe-
t, wie Kaiſer Albrecht, des großen Rudolfs ungleicher
nd Reichsnachfolger, beim Dorfe Windiſch durch ſei-
ſen Johann von Schwaben ermordet wurde. Johanns
ſellen traf hierauf die Blutrache, ihre Burgen wurden
ihre Güter eingezogen. Zu der bedeutenden Anzahl
riſcher Adeligen, die dem kaiſerlichen Neffen ange-
hatten, gehörten auch die Hedingen. Sie verloren
tterſitze. So fiel nun die Brunegg wieder an ihren
glichen Lehensherrn zurück, an die Fürſten aus dem
giſch-öſterreichiſchen Hauſe, und von dieſen gelangte
bloß lehensweiſe an das Geſchlecht der Geßler. Wir
die Zeit nicht anzugeben, wann Letzteres geſchah, und
s iſt ſicher, daß die Brunegg noch anderthalbhundert

Jahre nach Albrechts Ermordung, alſo ebenſo lange nach der angeblichen Ermordung des Landvogts Geßler durch Wilhelm Tell fortwährend in der Geßler Beſitz iſt. Daß nun aber eben jener berüchtigte Reichsvogt Hermann Geßler mit unter das Geſchlecht der Brunegger Geßler gehört und auf der Brunegg gewohnt habe, dieß iſt eine zwar ſchon ſeit den Chroniſten Ruß, Tſchudi und deren Nachſchreibern gemachte, aber bis heute durch nichts erwieſene Annahme. Beat von Zurlauben in ſeiner Schrift: Lettre à Mr. le President Henaut sur la vie de Guill. Tell, Paris 1767 behauptet pg. 9: Gessler étoit un gentilhomme de l'Argeu. Sa famille y possédoit, *pendant un tems*, le château de Brunegg dans le voisinage de la ville de Mellingen. L'Empereur envoya cet homme impitoyable résider à Altorff, chef-lieu du canton d'Uri. Joh. v. Müller hat dieſer Annahme durch ſein Geſchichtswerk allgemeine Verbreitung gegeben, weiß aber für deren Begründung nichts anderes vorzubringen, als daß eben Schloß Brunegg, wie er ſich ausdrückt, „ſpäterhin“ urkundlich im Beſitze der Geßler ſich befinde (Thl. 1, cap. 18, Anmerk. 188). Sehen wir nun, wie die Brunegg Eigenthum der Geßler geworden iſt.

Die Familie Geßler war ſeit dem dreizehnten Jahrhundert eine in den obern Freienämtern ſo ausgedehnte, daß derſelben von der hdſ. Chronik aus dem Kloſter Muri (Bibl. Mur. no. 61 fol. auf der Aarg. Staatsbiblioth.) die Gründung des dortigen Landſtädtchens Meienberg, als durch einen Conrad Geßler im J. 1261 geſchehen, zugeſchrieben wird. Dieſe Angabe iſt zwar nicht gänzlich unbegründet, denn in Meien-

:g hatte das Adelsgeſchlecht der Geßler wirklich ein Schloß; er die Urkunden, die in der Hiſtor. Zeitung über dieſes Ge= lecht mitgetheilt ſind, reichen noch weiter zurück, und geben r Geßlerſchen Familie einen zuverläſſigeren Boden. Am 7. Jan. 1250 urkundet Ulricus dictus Gessylarius de Wig= ile. Er tritt Grundſtücke bei Meienberg, die er von einem nechte Graf Rudolfs von Thierſtein gekauft, an die Johan= iter zu Hohenrain als Seelgeräthe ab und empfängt ſie von nen um einen Jahreszins zu Erblehen. Ulrich erklärt mit eſem Beiſatze dictus Gessylarius, daß er einer der erſten ines Geſchlechtes ſei, der mit dem Beinamen Geßler öffent= ch auftritt. Hier ſchreibt er ſich ſelbſt noch von Wiggwil r, einem Dörfchen bei Muri, in welchem (nach dem habs= rgiſch=öſterreichiſchen Urbar) die Herrſchaft über Diebſtahl d Frevel richtete und ſonſt das Johanniterhaus Hohenrain eſitzungen hatte. Der Beiname Geßler leitet ſich vom ohnplatze ab, wie die ähnlichen: In der Gaſſen, An der aſſen, Kirchgeßner, Gaſſer, Gäßner. Und Ulrich heißt in ier Urkunde von 1279 ausdrücklich zuerſt Geslere, dann ssler. Ein Jahr ſpäter wohnt Ulrich zu Meienberg, wo ſich entweder neu angekauft oder einen alten Beſitz wieder vorben haben muß; denn am 12. Nov. 1251 urkundet er Ulricus Gessilarius de Meginberc. Er mag als habs= rgiſcher Dienſtmann erſt den Wiggwiler Hof, alsdann das hloßgut zu Meienberg zu Lehen bekommen haben. Letz= es läßt ſich durch nachfolgende ſpätere Thatſache erhärten. s nämlich einer der letzten des adeligen Geſchlechtes der weizeriſchen Geßler, Ritter Hermann Geßler, am 14. Okt.

1405 nach langer Fehde mit der Stadt Zürich Friede schließ
verspricht er derselben eine Zahlung von 1000 Gl. und se
dafür die Feste Liebenberg zu 600 Gl. und die Vogtei Männ
dorf zu 400 Gl. als Pfand ein. Alsdann heißt es in dieser
Verschreibung weiter: Diese letztern 400 Gl. sind erst unter
dem Beding lösbar, wenn die Herzoge von Oesterreich Stadt
und Amt Grüningen, sowie Stadt und Amt Meienberg von
Ritter Hermann und seinen Miterben werden abgelöst haben.
Histor. Ztg. 2, 18. Daß alle diese eben verpfändeten Güter
der Geßler, und auch noch ihre übrigen Besitzthümer schließ
lich an Zürich fielen, ist bekannt; nur wissen wir, unsers
Seits, nicht anzugeben, was damals aus der Geßlerischen
Pfandschaft Meienberg geworden ist. Sicher ist mithin, daß
dieses Städtchen bis 1408 noch zum Geßlerischen Erbe ge
hört hat. Das Urbar Muri S. 57a erwähnt Ende des
vierzehnten Jahrhunderts noch immer dieses Geßlerischen Be
sitzthums zu Meienberg: „Das Steininhus und das Höltz
hus nach bi des Geßlers Schür.“ Wir kehren zu dem vor
hin genannten Ulrich, als dem Stammvater der Aargau
Geßler zurück. Sein Sohn Ulrich wird urkundlich ein ei
ziges Mal genannt, im J. 1279 neben seinem Vater. Be
kannter ist Johannes (1309—1315), welcher der erste i
österreichischen Hofdiensten steht. Er ist 13. Jan. 1309 al
Zeuge mitgenannt in castro Arburg, neben ihm die Ritt
von Kienberg, Trostburg, Büttikon, Rued und Grießenber
Am 18. Febr. 1311 besitzt dieser „Johannes der Geßel
von Meigenberg“ einen Theil des Hofes Staufen im Aa
gau, als Erblehen vom Kloster Allerheiligen zu Schaffhaus

23. Mai ist er Küchenmeister des Herzogs Leopold
sterreich („Johan Gesseler vnser Kochinmeister"), und
für eine bei Basler Bürgern kontrahirte Geldschuld
Herrn. Am Montag nach Pfingsten 1315 wird ihm
erzog der Hof zu Zug und zu Allikon versetzt, dazu
nten zu Buttwil (die Urkunden hierüber: Histor. Ztg.
) Am 15. Nov. desselben Jahres findet er, dem
ote seines Herrn folgend, in der Schlacht am Mor-
seinen Tod. (Fiala, in der Histor. Zeitg. 2, 62.)
f diesen Johannes hatte noch keiner der Geßler die
ürde erworben, in den Urkunden heißen sie noch im-
ctus Gesseler de Meienberg; filii Gesselers — und
Beifügung einer Adelswürde bis zum Jahre 1314
Gesch.-Bl. I. 2, 265). Den bei Morgarten gefal-
ohannes Geßler erwähnt das Jahrzeitbuch von Roten-
Histor. Ztg. 1, 103) und ebenso dasjenige der Brem-
Pfarrkirche, aus welchem Pl. Weißenbach (Brem-
und Umgegend 1852, 59) Auszüge mitgetheilt hat.
s besagt: Notum sit omnibus, quod anniversaria
i subscriptorum celebrari debent in vigilia B. Oth-
bb. Eadem die fuerunt occisi am Morgarten: Dom.
de Heidegg. Walther de Baldwile. Joh. de Bon-
, clericus. Joh. Gesseler de Meyenberg. Diese im
5 gegen die Waldstätte erlittene Niederlage that dem
hte der Geßler im Luzerner-, Zuger- und Zürcher-
einen Eintrag. Drei Söhne hinterließ der bei Mor-
Gefallene. Ihrer einer ist Ulrich, der mit Bruder
h den Kirchensatz zu Göslikon und das Gut zum

Brunnen daſelbſt dem Abt und Convent zu Muri am 1
Nov. 1328 verkauft und ſelbſt Kirchherr zu Engſtringen
(Dörfchen zwiſchen Baden und Zürich). Schon vorher,
J. 1322 wird ein Heinrich Geßler als Conventuale zu
genannt (Kopp, l. c.). Der vorerwähnte Bruder Heinr
dagegen iſt, ſo viel bis jetzt bekannt, der erſte ſeines
ſchlechtes, der die Ritterwürde erhielt, von Herzog Le
ein Haus am Fiſchmarkte in Luzern ſich erwirbt (1316)
als Geſandter nach England geſchickt wird, um bei K
Eduard III. die Heirath der Königstochter mit einem
öſterreichiſchen Herzoge zu ſtipuliren (Sept. u. Okt. 13
Wichtiger als dieſes iſt ein eigenhändiger Brief dieſes
ters Heinrich im Staatsarchiv zu Luzern, worin er
Wienerhofe aus dem Rathe zu Luzern meldet, daß er
Stadt dienſtbefliſſener Unterhändler beim Herzog ſei
bleibe (abgedruckt: Hiſtor. Ztg. 2. 11, 47). Wahrſch
war die alte Geßlerin, welche 1317 in Heinrichs Hau
Fiſchmarkt zu Luzern wohnte (Kopp, Urk. 2, 44), H
richs Mutter. Pfarrer Fiala (loc. cit.) nimmt aus chro
logiſchen Gründen an, dieſes Heinrichs Sohn ſei Ritter
rich der Gezzeler (bis 1334), welchem der Herzog Rudolf
Stadt Meienberg nebſt Gütern im Amte Kiburg zu P
ſetzt, und der ſich mit Anna von Mülinen, einer Hofjungfr
der Wittwe des Herzogs Leopold vermählt. Die Braut e
hielt als Ausſteuer 100 Mark Silbers auf das Amt zu Z
angewieſen durch die Herzogin-Wittwe. Dieſes Ulrichs wah
ſcheinlicher Sohn iſt Heinrich der Gezzeler, mit welchem
endlich wieder auf unſer Schloß Brunegg zurück gelangen

DQ
A7

Die Urkunden aus Heinrichs Leben reichen vom J. 1359 bis 1403. Er ist des Herzogs Leopold Kammermeister bis zu dessen Tod in der Schlacht bei Sempach; dazu ist er vorübergehend auch Landvogt im Aargau, Thurgau und auf dem Schwarzwald (1387, 19. Jan.). Ihm sind von den Herzogen Albrecht und Leopold die Vogteien Rapperschwil, Regensberg und Grüningen mit Stadt, Veste und Bürgerschaft verpfändet, dazu die Höfe zu Mönchaltorf, Stäfa, Männedorf, Hombrechtikon. In zweien Ehrengesandtschaften hat er 1378 für Herzog Leopold IV. um die burgundische Herzogstochter Margaretha zu werben, und 1380 zum Papst Klemens VII. nach Avignon sich zu begeben. Durch ihn vorzüglich mehrte sich das Besitzthum der Familie. Er hatte die Vogtei im Eigen zu Pfand, doch lösten sie die Herzoge 1397 ab, um sie ans Kloster Königsfelden zu übergeben. Er hat die Grafschaft im Frickthal, das Amt Homberg und die Veste Rheinfelden nebst einer Behausung in der Stadt daselbst auf Lebenszeit erhalten, und durch ihn gelangte ums Jahr 1403 auch die Burg Brunegg in den Besitz der Familie. Sein Weib Margaretha von Ellerbach geht nach seinem Tode wahrscheinlich ins Kloster Königsfelden, da sich 1416 daselbst eine „Klosterfrau Geßlerin" findet, für welche sie um 1405 verstorbenen Heinrichs Söhne sorgen. Ueber die letztwilligen Bestimmungen dieser Frau gibt Kopp, Gesch.-B. 1, 244 einige urkundliche Nachweise: 1412 verkauft Margarita Geßlerin, geborne von Ellerbach, mit der Hand des Vogtes Hemmann von Mülinen, einige Extragnisse von Gütern, gelegen „ze Brunegk" unter der Burg, an die Frauen

zu Königsfeld (Abſchriftenbuch). Das Luzerner Rathsbuc
vom 5. Horn. 1416: „Es iſt ze wüſſent, als die Geßlerii
cloſterfrow ze Küngſuelt viij gulden an golt hat ze lipdin
uf dem zehenden ze Alikon (bei Meienberg), die ir Her Her
man vnd Wilhelm Geſler verſchafft hattent, darumb ſi guo
brieff hat; vnd hant ſich vnſer Herren erkent, dz man ir d
Lipding ſol laſſent, doch wenn ſi abgat, ſo meinen wir das
zue recht zu hant. Actum ipsa die Agate.“ Die zwei vor
erwähnten Geßler, ihre Söhne, der Vater Heinrich und di
Wittwe Margaret werden im Jahrzeit-B. der Kirche von Brem
garten zum 26. Brachmonat (an Johannis und Pauli Mar
tyr) als dieſer Kirche Wohlthäter alſo erwähnt: „Es iſt z
wüſſen, als die durchlüchtig Fürſtin und Frowe, Frow Anna
von Brunſchwig, v. G. Gn. Herzogin zu Oeſtreich ꝛc. dem
Spital zu Bremgarten die Kilchen und Lüpprieſterey z
Bremgarten zugeordnet und geben hat mit dem Gedinge, da
der Lüpprieſter oder Spitalmeiſter der Herren von Oeſtreich
und Brunſchwig, lebendiger und todter, vorderen und nach
kommender, Jarzit jerlich began ſol uf den achtenden Tag
Johannis Baptiſte (1. Heum.), am Abent mit einer Vigil
und mornendes mit den Aemptern. Und ſol man auch da
innen gedenken des frommen veſten Her Herman Geßler
Ritter, zu den Zyten jro Hofmeiſter, und ſines Vatters
Her Heinrich Geßlers Ritter, und aller ir Vorderen un
Nachkomen, wann er ſemlich Gnad dem Spital erſtlich er
worben hat. Und git man dem Lüpprieſter, dem Helfe
und allen Caplanen da verpfrunt, und dem Schulmeiſter, di
Mal und dry Schilling, und wer daran ſumig wer, di

teil gehört den Armen in dem Spital. Und sol ouch da in Schultheis und zwen der Rätten, den Herren zu Lob, und das helfen began, die ouch das Mal sond han mit den Priestern; und sol das alles usrichten der Spitalmeister."

Wir betrachten nun das Schicksal der von Margareta Ellerbach und Heinrich Geßler hinterlassenen Kinder: Es sind die Söhne Hermann, Wilhelm und Johann (letzterer ein Kilchherr zu Huttwil 1414) und dazu die Tochter Margaretha, vermählt an den Ritter Hans von Fridingen. Unser Zweck hat es nur mit den zwei erstgenannten, Hermann (1405—1432) und Wilhelm zu thun. Beide erscheinen in den Urkunden von 1412 bis 1416 schon als großjährig und eigenen Rechtens.

Hermann schließt nach langer Fehde gegen Zürich mit dieser Stadt Frieden 14. Okt. 1405 und zahlt ihr 1000 Gl. mit Einwilligung von Mutter Margareth, Bruder Wilhelm und Geschwistern. Von dieser Summe sollen 400 Gl. alsdann erst lösbar werden, wenn die österreichischen Herzoge Stadt und Amt Grüningen, zugleich Stadt und Amt Meienberg ihm und seinen Miterben werden abgelöst haben. Hermann bürgert sich dann im J. 1406 in Zürich ein (Tschudi II, 633). Er und Bruder Wilhelm schulden aber im J. 1408 in Zürich bereits 8000 Gl. Sie versetzen daher der Stadt allen Besitz, den ihr Vater Ritter Heinrich selig in diesen Landstrichen gehabt: Veste, Stadt und Amt Grüningen, die Vogtei zu Regensberg und Rapperschwil, die Dinghöfe Stäfa, Mönchaltorf, Hombrechtikon, Männedorf. Schon im J. 1416 werden die Brüder in diesen vorgenannten Besitzungen durch

die Stadt gänzlich ausgekauft. Im Städtchen Meienberg dagegen hat Hermann Geßler noch am 25. April 1414 (Staatsarchiv Luzern) seinen Vogt. Hermann trat dann in österreichische Hofdienste, ward Hofmeister der Herzogin Anna und Anführer der herzoglichen Söldnerschaaren im Vorarlbergischen. Dorten wird er in einem Klaghandel mitgenannt, der undeutlich lautet, aber deßhalb hier mit angeführt wird, weil dabei eben diejenige Grausamkeit, die man chronikalisch in der Melchthalschen Zeit geschehen läßt, an einem Diener eben dieses Geßler verübt wird, und weil dieser, eben wie jener berüchtigte Landvogt, gleichfalls Hermann Geßler heißt. Zürich schreibt nämlich 3. Oktbr. 1412 an den Landvogt Ritter Burkard von Mannsperg und ladet ihn ein, auf Dienstag nach Galli im Kloster Fahr zur Beilegung einer Klage zu erscheinen, denn es seien dem Zürcher Bürger Burkard Schlatter, als einem Diener Herrn Hermann Geßlers, auf Herzog Friedrichs Befehl die Augen ausgestochen, die Zunge ausgeschnitten und ihm dazu das Gut an der Etsch weggenommen worden. (Auszug aus dem k. k. geheim. Archiv, bei Lichnowski, Bd. 5, Reg. 1352.) Wenn diese Unthat wirklich dem Herzog Friedrich zur Last fällt, so ist nicht einzusehen, warum der von ihm mitbeleidigte Hermann darauf hin noch ferner in seinem Dienste verblieb und schon im J. 1415 15. Febr. von ihm die Erlaubniß einholt, die beiden Höfe Teltschenmatt und Breitenloh im Kiburgeramt an Rudi Bruchi um 114 Gl. versetzen zu dürfen. Ja er ist es endlich, der im Auftrage der Herzoge von Oesterreich am 28. Jan. 1432 auf dem Tage zu Zürich von den Eidg[illegible]

…en die Herausgabe des, nach der Eroberung der Veste …en, nach Luzern abgeführten Archivs verlangte, obschon …rt damals wenigstens nicht erhielt. Wie er von Zürich …weg ins Etschland auswandert, so treffen wir auch seine …ne Heinrich und Georg nicht mehr in der Schweiz seß=… Im Luzerner Abschied (A, 88a) 1447, 22. Herbstm. …emerkt, daß Herrn Hermanns des Ritters Söhne, Georg … Heinrich Geßler, zu Krayen auf dem Schlosse wohnen. …pp, Gesch.=Bl. 1, 244.) Hiemit ist J. E. Kopps Aus=…ch neuerdings unterstützt: Einen Ritter Geßler, welchen …ltere Hermann nennen, hat es in der ganzen Zeit Al=…hts als Herzogs und als Königs nicht gegeben; noch viel …iger hat ein Geßler die Burg Küssenach am Luzerner …r dem gleichnamigen Ritterhause abgenommen und sie …er besessen oder bewohnt.

Da sich aus dem Leben der nunmehr noch übrigen an=…n Geßler keine Unthat nachweisen läßt, deretwegen etwa …e Sage von dem Uebermuth der Vögte auf das Geßler=…schlecht besonders übertragen worden ist, so könnte man …uthmaßen, eben die Linie dieses fehdelustigen und aben=…ernden Hermann möchte zu jener Tyrannensage etwa An=…ß geboten haben. Hier läßt sich aber das gerade Gegen=…eil aufzeigen und zwar aus dem Munde des damaligen …andvolkes selbst. Seit 1416 hatten die Geßler alle ihre …st an Zürich verpfändeten und dann lehensweise von der …tadt übernommenen Güter und Besitzthümer (Grüningen, …apperschwil, Lützelsee, Stäfa, Mönchaltorf, Männedorf, …ombrechtikon) an diese zurückgegeben, und die Stadt Zürich

ſetzt hierauf ihren Bürger Heinrich Hagnauer ſammt dr
Knechten mit einem Jahresgehalt von 140 Pfund Zürch
Pfenninge als Vogt aufs Grafſchaftsſchloß. Allein die Gra
ſchaftsbevölkerung war mit dieſem Herrſchaftswechſel ſo weni
zufrieden, daß ihre wiederholt erhobenen Beſchwerden endlic
zu einem Schiedsgericht führten. Hierüber iſt der Spruch
brief vom J. 1441 vorhanden, den die Stadt Bern übe
die gegen die Stadt Zürich von Seite der Grüninger Herr
ſchaftsleute eingelegten Klagepunkte erließ. Unter den man
cherlei Drangſalen, die man nun erſt ertragen ſolle, heben
die Grüninger folgende Dinge hervor: Es ſei ihnen bei der
höchſten Buße verboten worden, keine Reben auf ihren eigen
Gütern neu anzulegen, und bei Leib und Gut, das Ihrig
zu Markt zu führen. Dieß ſei gegen das Herkommen und
ſei ihnen von ihren alten Herrſchaften niemals geſchehen
Sonſt pflegten ihre Zehentherren den Zehentkernen ſelber z
malen, dabei das Hinterſt und Vorderſt, was dabei von de
Kellen fällt, liegen zu laſſen und den Mittelgroßen als Zins
korn einzuſchicken. Es habe ſich ehedem der Geßler imme
ſelbſt beholzet und habe nur dann das Amt um Holz ang
rufen — doch immer nur in Freundſchaft und in keine
Rechten — wenn er ein Kind verhoffen oder eins verhe
rathen wollte. Nun aber müßten ſie den Zürchern das ganz
Jahr das Schloß mit Holz verſorgen, was doch bei der Herr
ſchaft Zeiten unerhört geweſen. Die Zürcher hätten damal
als ſie Grüningen von der Geßlerin in Pfand nahmen, d
Bauern gelobt, ſie bei ihren Rechten zu laſſen. Nie ha
ein Geßler ihnen Schatzung auferlegt. Nun aber, da Zür

ie Kyburg verpfändet habe, sei ihnen eine Schatzung ge-
tzt, achthundert Pf. Heller an jene Verpfändungssumme
itzuzahlen. Ehedem habe man von einem Joch Ochsen eine
ehentgarbe zu entrichten gehabt; kam dann der Vogt und
er Weibel in der Ernte auf den Acker und bat um eine
Garbe, so habe man ihnen um Bitt und Liebe, keineswegs
aber in Pflicht, eine Garbe gegönnt; denn wenn der Vogt
nicht selbst auf den Acker kam, so gab man ihm auch nichts.
Jetzt sei es so geworden, daß zwar keiner von Beiden mehr
auf den Acker komme, daß aber jeder Vogt und Weibel in
die Häuser lauft, drei Garben mit Gewalt wegnimmt und
unter dem ganzen Stock sich die größte heraus sucht. Ja
einem armen Knecht, der im Zins eine oder zwo Jucharten
bauen muß, nehmen sie ebenso drei Zinsgarben, wie einem,
der mit dem Pflug 30 oder 40 Jucharten zu bauen hat.
Die armen Leute, welche Aecker in Zins nehmen müssen,
werden vom Vogt gezwungen, die Vogtäcker zu ackern und
zu schneiden, ihr eignes Gut aber liegen zu lassen; sie müssen
ihm den Hanf ab dem Land an den See führen, in den See
zur Röffung führen, wieder draus aufs Feld und vom Feld
in die Scheuer, komme es ihnen nun wohl oder übel, seien
sie in ihrer eignen Arbeit, oder in andrer Leute Werkdienst.
u. s. w. Auszug aus den Urkunden einer dreißigbändigen
hds. Sammlung, Band „Grüningen". Privatbesitz des Hrn.
Fürsprech Maurer zu Bremgarten.

Wir gehen jetzt über auf seinen Bruder Wilhelm Geßler
auf Brunegg, den Letzten dieses Adels, der im Aargau ge-
ebt hat.

Die Geßler waren jenem landschaftlichen Schutzbündnisse beigetreten, das im Jahre 1410 viel Städte und Adelige im Hegau, Klettgau und Oberschwaben unter einander geschlossen hatten; der darüber handelnde Bundesbrief nennt uns eine ganze Reihe aargauischer Adelsnamen: Von Liebegg, Wohlen, Büttikon, Baldegg, Hallwil, Rinach, Luternau, Müllinen, Geßler, und dazu noch den Schultheß, Vogt zu Lenzburg. Wir werden eben diesem Schultheß bei der Uebergabe der Brunegg an die Eidgenossen wieder begegnen. Fünf Jahre nach diesem Vertrag erfüllt sich die Zeit und bricht eine neue für das Aargau an. Die Berner überziehen die vordern Erblande und brechen die Burgen, welche sich ihnen widersetzen. Wir wissen, wie Herzog Friedrich in die Acht und um den Besitz seiner Erblande kam. Diese in des Reiches Namen zu besetzen, wetteiferten zwei Parteien, die kaiserliche und die schweizerische. Kaiser Sigmund hatte einen eigenen Bevollmächtigten zu diesem Zwecke ins Aargau geschickt, den Ritter Konrad von Weinsberg; allein er ließ ihn im Stiche, als dieser Mann Miene machte, sich der bernischen Eroberungssucht zu widersetzen, und gebot den Feindseligkeiten Einhalt. Durch die Grafschaft Baden her bis über Mellingen standen zugleich die Kriegsschaaren der VIII Orte, an der Aare entlang bis Brugg die Berner, die das Volk ihrer Obrigkeit zuschwören ließen. So war Konrad von Weinsberg nur noch auf die wenigen zwischen den beiden Heerhaufen liegenden Schlösser beschränkt. Drei Wochen lang hatte er die Besatzungen zu Wildeck, Brunegg und Lenzburg verstärkt, mit Kriegsgeräth versehen, die Mauern aus-

ssert. Als er die fortlaufenden Kosten nicht ferner be-
ten konnte, kam er mit den Bernern überein, ihnen die
sser gegen Rückerstattung der 5000 Gulden zu über-
n, die er an Soldgeldern bisher ausgelegt hatte. Sie
ten ein. Daß dieser Vertrag indeß wieder eine Ver-
ung erlitt und dann zum Nachtheil der Brunegg gedieh,
geht aus den Worten hervor, mit denen der Chronist
inger diese Begebenheiten erwähnt, pag. 299: „Ze
er Wis warb er, Cunrad von Winsperg, mit Bruneck
, und uf dieselben sin gut wort hielt sich die Geßlerin,
Bruneck war, und ouch der Schultheß von Lenzburg,
daß sie Beide verdurbent und ze grund giengent."

Die Uebergabe Bruneggs ist erfolgt am 21. April, als
Sonntag Jubilate 1415.

Die immer geschäftige Landessage hat aus jenem vorer-
ihnten Hermann (dem Bruder Wilhelms, dessen Schloß
nun an die Schweizer ergab) den Landvogt Hermann
ßler aus der Tellenzeit gebildet; aus dieser „Geßlerin,
Bruneck war", (also aus der betagten Margaretha, der
utter Wilhelms) ist jene Bertha von Bruneck gemacht wor-
, welche angeblich in dem vom Volke erstürmten und an-
ündeten Landvogtsschlosse noch rechtzeitig aufgefunden und
rch zwei entschlossene Männer aus den Flammen getragen
rd.

Das Nächste, was wir über Mutter Margaretha und
ren Sohn Wilhelm erfahren, ist, daß sie in Schulden ge-
then und deßhalb eine auf ihre im Freienamte gelegenen
ter lautende Versatz-Urkunde ausstellen. „Junker Wil-

helm Geßler und die edel wolerborene Frau Margret Geßlerinn, geborne von Ellerbach," erscheinen beide mit ihrem Vogt, dem Bürger Rudolf Has von Bremgarten, eben dorten im offenen Gerichte auf freier Straße vor dem Stadtschultheißen Rudolf Landammann im J. 1420. Mutter und Sohn begeben sich hier aller Rechte und Eigenthumsansprüche, welche sie besitzen in den Aemtern zu Muri, Hermetschwil und Althäusern, und erhalten auf diese Verzichtleistung hin unter Gewährleistung der Eidgenossen für sich und ihre Leibeserben ein jährliches Leibgedinge ausgerichtet, das in folgenden Einzelheiten besteht: An jährlichen Gülten zu Althäusern 26 Mütt Kernen, 30 Mütt Roggen, Bremgarter Gemäßes, und 3 Pfd. Stäblerpfenninge; sodann an Gülten zu Hermetschwil 5 Pfd. Stäblerpfenninge (ihrer sechzig galten einen rhein. Goldgulden). Die Urkunde bei Tschudi 2, 134. Es ist noch am 19. Weinm. 1432, daß „Wilhelm Gaeßler ze Bruneg" an die von Luzern schreibt. (Staatsarchiv Luzern) Kopp, Gesch.-Bl. 1, 243. Aber nach Verlauf von weitern zwanzig Jahren findet sich schon ein Gesuchschreiben an die Eidgenossen vor um Herausgabe der Geßlerschen Erbschaft. Mutter und Sohn sind todt, ihr Erbe ist der Ritter Hans Wilhelm Fridinger auf Hohenkrähen im Hegau, welcher die einzige Tochter Margaretha Geßler, des Brunegger Wilhelms Schwester geheirathet hatte, und aus dessen Geschlecht ein anderer Wilhelm gleichzeitig Herr zu aargauisch Böttberg gewesen war. Man erfährt aus diesem Schreiben Fridingers, daß ihm die Brunegger verschuldet gewesen sind, und ferner, daß ihm von denselben, außer den bereits an die

ıoſſen übergegangenen Gütern, auch der Zehnten zu
ı und ein Steuerantheil zu Meienberg und Richenſee
ıbet worden war. (Tſchudi 2, 303.) Wie der eid-
ſche Landvogt zu Baden, an welchen ſich der Ritter
:rdeführend gewendet, ſchließlich mit ihm ſich abgefun-
ıbe, wiſſen wir nicht zu ſagen. Das Stammſchloß
gg ſammt den dazu gehörenden Liegenſchaften war an
:niſche Landesverwaltung übergegangen und dem Hof-
amte Königsfelden einverleibt. Etwa weitere zehn
nach dieſem Erbſtreite, 1473, 4. Mai, findet ſichs,
runegg von der Bernerregierung an ihren Mitbürger
Rudolf Sägeſſer kaufsweiſe überlaſſen wird. Das
:ht dieſer Sägeſſer (urk. Segenſer) ſoll aus Luzerni-
Stadtadel ſtammen, war aber frühe um Schinznach
rt, in Mellingen ſeßhaft, hatte in dieſem Orte am
Närz 1313 das Spital mitgründen helfen (Kopp,
:Bl. 1, 264) und auch der Stadt Aarau mehrere
heißen gegeben. Dieſe Familie verſuchte nachmals ihr
in geiſtlichen und weltlichen Dienſten des Auslandes,
den Stiften zahlreiche Aebte, Chorherren und Aeb-
:n, den welſchen Regimentern ebenſo Ritter und Ober-
e, verſah das Erbmundſchenkenamt beim Conſtanzer
ſ, und war ſomit dem katholiſchen Glauben äußerſt
ın, in der ausgeſprochenen Abſicht, wie es eine ihrer
tift Königsfelden gemachten Vergabungen beſagt: „um
tlichem Guth die ewig Säligkait ze erlangend.“ Dar-
d der Grund zu ſuchen ſein, warum Hans Ulrich Sä-
im Jahre 1528 die Brunegg wieder an Bern ver-

kaufte, da in dieſem Jahre, auf die zu Bern abgehaltene Religionsdisputation hin, die Aargauer Städte der neuen Lehre beitraten. Die Brunegg ſammt ihren Liegenſchaften wurde nun dem Hofmeiſteramte Königsfelden einverleibt und lieferte fortan dieſer Stiftsſchaffnerei, wie urſprünglich der römiſchen Vindoniſſa, ſein gutes Trinkwaſſer.

Schauen wir noch einmal zurück auf das Ende, welches das Geßleriſche Geſchlecht in der Schweiz genommen hat. Diejenige Linie, welche vom obern Freienamte aus ins Zürcherland hin ihre Beſitzthümer ausgedehnt hatte, war die reichſte und mächtigſte geworden. Dreizehn dieſer Geßler liegen im Stift Kappel begraben, die Pfeiler der dortigen Kapelle, die das Ende der Breitſeite rechts bildet und Geßlerskapelle hieß, tragen die Namen und Wappen derſelben. Der Schild zeigt mit dem wagrechten Balken in zwei Feldern drei Sterne; die Helmzier iſt ein Adler- oder Falkenhaupt, mit der Falkenkappe bekleidet. Zürcher Antiquar. Mittheil. III, 13. Wir ſahen, wie dieſe Linie vorübergehend ſich in Zürich eingebürgert und bald aus der Schweiz ins Vorarlbergiſche ſich hinüber gewendet hat. Die zweite Linie, die man die Meienbergiſche nennen kann, ergibt ſich im friedfertigen Landbau und verbauert darüber. Sie bürgert ſich im Städtchen Bremgarten ein, entadelt ſich und wird daſelbſt vom Jahre 1451 bis 1575 im Bürgerrodel mit fortgenannt. (Pl. Weißenbach, Bremgartner Schulbericht von 1857, 48.) Das Städtlein Meienberg nebſt dem castrum Meigenberch (Urk. 1247, Aarg. Beiträge, pag. 133) hatte dem Feinde der Eidgenoſſen 1386 verrätheriſche Hülfe ge-

b wurde deßhalb von ihnen verbrannt und zerstört,
ɜ zum Dorfe herab sank. Von demselben sagt H.
:, Chron. Tigur., fol. 1, Blatt 360b: Dieser zeit
nee, dann ein dorff mit böẞen Pauren. Also mußte
jen, daß die dort seßhaft gewesenen Geßler den Ort
und sich herab an die Aare auf ihre Brunegg zogen.
ie sinkt auf den einen Wilhelm herab, dessen Mutter
hbarten Kloster, und dessen Schwester jenseits des
als Gemahlin Fridingers auf Hohenkrähen lebt.
mag sich später gleichfalls ins Klettgau und Hegau
haben; wenigstens kommt ein Geschlecht seines Na-
Lehensträger der Grafen von Nellenburg auch nach-
h vor.

c dem Adelsgeschlechte der heutigen Geßler ist aus-
das Grafenhaus dieses Namens in Oesterreich und
en. Noch im achtzehnten Jahrhundert machten die
Geßler im Brandenburgischen dem Berner Schult-
lbrecht von Mülinen gegenüber ihre Verwandtschaft
m Berner Patrizier geltend, indem sie sich auf jenen
nten Ulrich der Gezzeler († 1334) von Meienberg
der das herzogliche Hoffräulein Anna von Mülinen
:t hatte. Histor. Ztg. 2, 71. Der neueste Geßler
ɜischem Blute steht seit dem Jahre 1858 als Oberst in
Diensten und heißt da Dilamir Bei. Er ist einer
uẞischen Instruktionsoffiziere, die von der türkischen
g eingeladen waren, während des letzten russisch-
Feldzuges die Artillerie einzuschulen. Ihn lernte
Militärstation Damaskus der Reisende Dr. Frankl

aus Wien kennen; vrgl. Nach Jeruſalem. Leipzig 1858 345. Das Curioſum ſpielt noch weiter in dieſem Name auch einen geſchichtlich gewordenen Mann Namens Tell b ſitzt gegenwärtig die Türkei. Tell, ein walachiſcher Panbu wurde während des Aufſtandes, den 1848 die Donaufürſten thümer gegen die Pforte unternahmen, Miniſter in Buch reſt, entfloh dann nach dem Abmarſch der ruſſiſchen Hülfs truppen in die Türkei, wurde da auf die Inſel Chios al Staatsgefangener internirt; dann ſeit dem Jahre 1857 wi der heimgekehrt, iſt er Mitglied des walachiſchen Diwan un 1859 in Jaſſy unter Fürſt Couſa Generalinſpektor der Trup pen geworden. Allg. Augsb. Zeitg. 1854, Nr. 8. 61. 185 Nr. 298. 1859, Nr. 75.

Die nichtadeligen Geßler ſind in Schwaben und in d Nordſchweiz gegenwärtig ziemlich zahlreich. Die nachfolgen den Notizen hierüber ſollen nur darthun, daß ſie ſchon ſe frühzeitig ſich in unſern Landſtrichen entadelten.

Meiſterin und Convent des Kloſters Gnadenthal an d Reuß urkunden im J. 1318: Ein Acher lit ze Degra (Dorf Tägerig), den Heinrich Geßler buwet, gilt ein halb mütt Roggen. Hiſtor. Ztg. 2, 85. Der Cleriker Heinr Geßler von Fryburg i. Breisgau iſt ſchon ein Autor u ſchreibt: Nüw pract. rethoric vnd briefformulary des ade ſtetten und lendern. Straßburg, Joh. Bruß 1493. Dionys Geßler von Dießenhofen tritt ins Bürgerrecht Stadt Brugg 1537. Hdſ. Brugger Bürgerrodel. In Stadt Baſel bilden die Geßler heutzutage ein Geſchlecht, b beſonders Bäckermeiſter liefert; in der Gegend des Zurzac

ıb Schaffhauſer Rheines ſind es Bauerngeſchlechter. Charlotte von Schiller (und ihrer Freunde. Stuttgart 1860. d. 1, 44) meldet aus ihrer Schweizerreiſe vom J. 1783 ›n Schaffhauſen aus: „Man zeigte uns den Anfang des ›aues eines Waiſenhauſes, es hat ſeinen Urſprung einem ›ürger zu danken, Gezler genannt.“ Zum Schluſſe ſei noch er jetzige Wirth erwähnt bei Friedrichshafen am Bodenſee, er Geßler zur Lochbrücke, „den man überall Herr Landvogt ennt.“ Schnars, der Bodenſee 1859 2, 92.

---

3. Brunegg unter Berner Herrſchaft.

Das vierzehnte Jahrhundert iſt die Zeit, da das Ritterweſen verfällt und die Bürger- und Bauernſame emporkommt. War den Fehden ein Ziel geſetzt, ſo verloren auch die Burgen und Schlöſſer einen Theil ihres Werthes. Der Adel mußte alſo entweder Landwirthſchaft betreiben oder allmählich verarmen. Der Turnierhengſt wurde in den Pflug geſpannt, und im Burghofe hörte man ſtatt des Geklirres ſtählerner Knappen den Takt geſchwungener Dreſchflegel. Das war die Zeit, da der Herzog, über die Felder bei Winterthur reitend, erſtaunt zuſah, wie der Ritter von Hegi mit ſeinem Sohne vorten in einem Acker pflügte. Aber in ſolcher Friedfertigkeit ſollte die Zeit nicht all zu lange fortſchreiten. Auf den Feudaladel folgte gar raſch ein Stadt- und Dorfadel nach; auf den Schloßjunker der Stadtjunker. Aus den Städten,

durch deren aufstrebende Kraft die Burgen des Adels gebrochen worden waren, gingen neue Gewaltsherren hervor für das flache Land. Wiederum ging's am Bauern hinaus, der für den neuen Gutsherrn oft mehr frohnen mußte als ehedem für den feudalen Landesbaron, und der wohl noch froh sein konnte, nun nicht neuerdings zum Leibeigenen hinabgedrückt und nach Laune sammt Weib und Kind verkauft zu werden. Nach der wechselnden Mode zweier verschiedener Zeiträume haben denn auch die Burgen ihr Inneres und Aeußeres geändert. Betrachten wir nun die alte Brunegg nach Gestalt und Einrichtung, soweit eine uns vorliegende Handzeichnung dabei noch als Führer dienen kann. Der steile Felsgrat des Jura, auf dem Brunegg steht, ist auf seiner obersten Höhe in seinen Schichten quer durchhauen und zu einem zwanzig Fuß breiten Felsenthore umgebildet. Ein Erdbeben mag ursprünglich wohl einen so jähen Riß durch den Grat herab gesprengt haben; sicher aber ist es, daß die Menschenhand die beiden Wände dann geebnet und noch steiler und weiter gehauen hat. Somit ist also das Bergjoch in zwei isolirte Felskuppen umgeschaffen, die nach ihrer Höhe und Steilheit dem sich hieher Flüchtenden vor dem Ueberfall verfolgender Feinde Sicherheit gewährten. Ob beide Felskuppen seit alter Zeit zugleich befestigt waren, ist zwar anzunehmen, jedoch noch nicht ausgemittelt; denn auf der westlich gelegenen Felshälfte haben noch niemals Nachgrabungen zu wissenschaftlichen Zwecken stattgehabt. Dagegen ist der Burgbau, der auf der nördlich gelegenen Felshälfte steht, aus eben dem Gestein gebaut, welches der zum Wall-

raben ausgehauene Felsen ergeben hat. In gleicher Flucht
itt der Wand des lebenden Felsens steht droben auf dem
Grat der unförmlich dicke Burgthurm, der älteste Theil des
anzen Bauwerkes. Er hat einst vierzig Fuß über die First
es unmittelbar an die Thurmwand angebauten Schloßhauses
mporgeragt, ist aber in seiner hintern Hälfte theils in sich
usammen gestürzt, theils über die Felswand hinunter gerollt.
Das Schloßhaus besteht noch aus zwei Stockwerken; ein
rittes im Erdgeschoße ist schon längst überkleidet, es diente
mit seinen Schießscharten nur der dahinter aufgestellten Ver-
theidigungsmannschaft. Das oberste Stockwerk enthält noch
den Saal; in ihm hatte ehedem der Schloßwächter, den die
Regierung hieher setzte, seine Böller aufgepflanzt, mit denen
er Feuerlärmen anzuschießen hatte. Neunundzwanzig Jahre
hatte Jakob Fehlmann von Mörikon hier den Dienst versehen
und davon den Namen Schloß-Joggi erhalten. Er dankte
im J. 1799 ab, und sein Nachfolger Samuel Gysi zog mit
dem 1. Januar 1800 hier auf. Aus dessen mündlichem
Bericht stammt die hier weiter folgende Beschreibung des
Schloßbaues. Thurm und Mauern waren damals noch ge-
zinnt. Die ganze Südwand des Burgfelsens, wo jetzt ein
hübscher Garten ist, war nackter Fels, der in jähem Abhang
bis zum untern Thorwege niederging. Vom Schloßhause
weg und über die westliche Kante dieses Felsens herab lief
eine 50—60 Fuß hohe gezinnte Ringmauer mit vielen
Schießscharten; mit diesen standen an der innern Seite der
Mauer steinerne Laubengänge in Verbindung. Die Thor-
öffnung war kaum vier Fuß breit. Die südliche Mauer des

Schloßhofes war ehemals 21 Fuß höher als jetzt, und i[illegible] der Mitte [illegible] gänzlich zusammen gefallen. Der [illegible] kreisförmig einen geringen Hofraum [illegible] geringen [illegible] [illegible] Im J. 1804 erkaufte Dr. [illegible] das Schloß [illegible] zur [illegible] Kranken, um hier eine Krankenanstalt zu gründen. Im Hofraume führte er das jetzige Wohnhaus auf und [illegible] der [illegible] Steinmetzen aus dem Schlosse. Di[e] vordere Hälfte des Thurmes wurde, so weit sie über di[e] Mauern des Wohnhauses hervorragte, niedergerissen, in d[ie] innere Hälfte zu gleicher Höhe [illegible] aufgeführt und mit einem Dachstuhl vereinigt. Dieser neugewonnene Wohnraum wurde mit Treppen, Böden und Zimmern versehen. Di[e] großen Steinplatten der Lauben an der Innenseite der Ring[-] mauer wurden zur neuen Treppe verbaut, auf welcher man vom Hof zum Schloßgebäude hinauf steigt. [illegible] beab[-] sichtigte Unternehmung gedieh nicht und das Schloß kam durch Verkauf an die Gemeinde [illegible] zurück. Sie b[e-] holte den dazu gehörenden Wald und ließ das Schloß [illegible] stehen; nur an Sommer-Sonntagen wurde oben Wein aus[-] geschenkt. Es wird erzählt, die jungen Bauernsöhne [illegible] Umgegend hätten sich bisweilen auf der Zinne des Thurmes versammelt und durch das weithin schallende Knallen [illegible] [illegible] ihrer großen Peitschen sich erlustigt. Zum [illegible] für diesen Lärmen hätten ihnen dann ihre Mädchen „Kraut[-] ballen“, wahrscheinlich ein mit gehacktem Kraut gefüllt[es] Backwerk, in den Taschen herauf gebracht. So hat dies[es]

Heinrich Hilfiker, Ammann der Gemeinde Brunegg, ichtet. Zuletzt kam das Schloß an den im J. 1847 nen Oberst Hünerwadel von Lenzburg. Sogleich r den vorhin erwähnten Samuel Gysi ins Pächter- nd setzte dazu den Kaspar Hächler, einen Schneider zburg, zum Hochwächter ein. Hächler war kaum in ieuen Wohnsitze, als der Blitz in die Brunegg fuhr i sein Weib erschlug. Wie dieser Mann schon in und Tracht eigenthümlich war, so war er auch beim ekannt wegen seiner abenteuerlichen Erzählungen, er vielen Volkslieder, die er zu singen wußte, und i Schloß besuchte, wollte etwas von seinen witzigen n erfahren. Wir lassen hier ein paar Sagen aus Runde nachfolgen.

ganze Bergrücken, auf dessen letzter Spitze die Brun- t, trägt je nach den ihm zunächst gelegenen Ort- die wechselnden Namen Birrenberg und Kestenberg. auch der Wilde Jäger, der da oben haust, wech- Namen. Am westlichen Bergende, wo das Schloß liegt, jagt im Walde Kestenberg der gespenstische is. Wenn seine Hunde die Fährte verlieren, hängt n die Bäume und haut sie mit Riemen. Dann hört r Geheule bis ins Dorf Birr herab. Am östlichen gegen jagt der Brunegger Burgvogt, so oft anderes eintreten will, auf seinem Rappen über den Hoch- nd ruft sein weidmännisches Hop-Hop! Davon hat den Namen Hoperli und Hopelimann. Das Schloß- wohnt auf der Ostseite des Berges, wo unterhalb

Schloßhofes war ebenfalls 20 Fuß höher als jetzt, doch in der östlichen Ecke gänzlich zusammen gestürzt. Sie faßt kreisförmig einen geringen Hofraum ein und war durch zwei geringere Rundthürme flankirt, denen man damals ein Roth dach aufgesetzt hatte. Im J. 1804 erstand Dr. Kohler von Bötzberg das Schloß sammt Waldung und Feldern um 4000 Franken, um hier eine Krankenanstalt zu gründen. Im Hofraum führte er das jetzige Pächterhaus auf und versetzte hier hinein den uralten Steinofen aus dem Schlosse. Die vordere Hälfte des Thurmes wurde, so weit sie über die Mauern des Wohnhauses herausragte, niedergerissen, in der hintern Hälfte zu gleicher Höhe frisch aufgeführt und unter einem Dachstuhl vereinigt. Dieser neugewonnene Wohnraum wurde mit Treppen, Böden und Zimmern versehen. Die großen Steinplatten der Lauben an der Innenseite der Ringmauer wurden zur neuen Treppe verbaut, auf welcher man vom Hof zum Schloßgebäude hinauf steigt. Kohlers beabsichtigte Unternehmung gedieh nicht und das Schloß kam durch Verkauf an die Gemeinde Brunegg zurück. Sie behielt den dazu gehörenden Wald und ließ das Schloß leer stehen; nur an Sommer-Sonntagen wurde oben Wein ausgeschenkt. Da wird erzählt, die jungen Bauernsöhne der Umgegend hätten sich bisweilen auf der Zinne des Thurmes versammelt und durch das weithin schallende Knallen und Klatschen ihrer großen Peitschen sich erlustigt. Zum Lohn für diesen Lärmen hätten ihnen dann ihre Mädchen „Kochballen", wahrscheinlich ein mit gehacktem Kraut gefülltes Backwerk, in den Taschen herauf gebracht. So hat die

auch Heinrich Hilfiker, Ammann der Gemeinde Brunegg, t berichtet. Zuletzt kam das Schloß an den im J. 1847 storbenen Oberſt Hünerwadel von Lenzburg. Sogleich m er den vorhin erwähnten Samuel Gyſi ins Pächter- us, und ſetzte dazu den Kaſpar Hächler, einen Schneider n Lenzburg, zum Hochwächter ein. Hächler war kaum in nem neuen Wohnſitze, als der Blitz in die Brunegg fuhr d ihm ſein Weib erſchlug. Wie dieſer Mann ſchon in ſtalt und Tracht eigenthümlich war, ſo war er auch beim olke bekannt wegen ſeiner abenteuerlichen Erzählungen, gen der vielen Volkslieder, die er zu ſingen wußte, und r das Schloß beſuchte, wollte etwas von ſeinen witzigen nfällen erfahren. Wir laſſen hier ein paar Sagen aus nem Munde nachfolgen.

Der ganze Bergrücken, auf deſſen letzter Spitze die Brun- g ſteht, trägt je nach den ihm zunächſt gelegenen Ort- haften die wechſelnden Namen Birrenberg und Keſtenberg. o hat auch der Wilde Jäger, der da oben haust, wech- nde Namen. Am weſtlichen Bergende, wo das Schloß ldegg liegt, jagt im Walde Keſtenberg der geſpenſtiſche ildhans. Wenn ſeine Hunde die Fährte verlieren, hängt r ſie an die Bäume und haut ſie mit Riemen. Dann hört m ihr Geheule bis ins Dorf Birr herab. Am öſtlichen he dagegen jagt der Brunegger Burgvogt, ſo oft anderes tter eintreten will, auf ſeinem Rappen über den Hoch- ld und ruft ſein weidmänniſches Hop-Hop! Davon hat auch den Namen Hoperli und Hopelimann. Das Schloß- ulein wohnt auf der Oſtſeite des Berges, wo unterhalb

des Grundgemäuers der Burg eine Felſenſpalte liegt
das Teufelsloch heißt. Dieſe Kluft verengert ſich nach
raſch, ſo daß ſie bisher nur von verwegenen Jungen
krochen wurde. Sie iſt, heißt es, durch eine rothe T
verſchloſſen, führe aber durch den ganzen Keſtenberg u
irdiſch fort bis ins Schloß Wildeck. Verſuchsweiſe ließ
mal ein Burſche ſeinen Hahn in dieſe Kluft hinab, und
drei Tagen kam derſelbe im Wildecker Schloſſe in der
tigen Küche aus dem Boden herauf. Es ging gerade g
Mittag, die Köchin hatte den Brei übers Feuer geſtellt
war weggegangen, um noch Milch dazu zu holen. Al
wieder zurückkam, hatte der ausgehungerte Hahn den
ſchon rein ausgefreſſen. Sie fing ihn, und die Brune
erkannten ihn nachher wirklich als den ihrigen. Drunte
Thale auf dem Altfelde beim Dorfe Mörikon liegt die
denſtadt Lenz verſchüttet. Man hat hier vor Zeiten g
Keſſel voll viereckiger Münzen ausgepflügt. Hieher ko
eine Kutſche vom Bruneggberg gefahren, mit vier ſch
Schimmeln beſpannt, geht über die Matten bei der ſo
Schafſcheuer hin und verſchwindet beim Wildecker Sc
Ein Knabe ſah ſie einmal in der Nähe der Linde am Ob
äſch durchkommen. Sie fuhr nicht ſchneller, als man
gebahnter Straße fährt; wo es aber dieſen von beiden S
dachähnlich abfallenden Berg niederwärts ging, da blieb
Kutſche etwas erhoben über dem Boden, und es ſchien,
fahre ſie nur eine ſanft geneigte Ebene hin. Ein Hün
ſprang ihr voran. Vom Schloßfräulein wußte Hächler n
cherlei. So oft ich des Abends, ſagte er, im Hauſe auf

Ofenbank ſitze, erſcheint an der Stubenwand gegenüber eine ſchön geſtaltete Frauenhand in der Bewegung, als wollte ſie in aufgeſpannte Saiten greifen. Sogleich dann hört man die wundervollſten Lieder ſpielen. Dies iſt die Hand des Fräuleins, das hier aus unbekannten Gründen verſchmachten mußte. Wir haben den Ort ihres Todes entdeckt, als unſer Herr ein paar Gemächer im Thurme herſtellen ließ. Damals pflegten nämlich Vögel in großer Zahl in eine Mauerlücke des Erdgeſchoſſes ab- und zuzufliegen. Als man deßhalb jene Mauerſtelle, der man bei der Steilheit des Felſens außerhalb nicht beikommen konnte, von innen aufbrechen ließ, ſtieß man auf ein Gewölbe von der Größe, daß eben ein Menſch darin Platz hat, ähnlich den Einmauerungszellen in Klöſtern. Es fand ſich jedoch außer einer Menge Vogelneſter nichts weiter darin. So weit der erzählende Schloßwächter.

Als im J. 1837 der nun verſtorbene Oberſt Hünerwadel den Umbau zu Ende gebracht und wohnliche, geſchmackvoll eingerichtete Zimmer hergeſtellt hatte, beſchloß ſeine Familie, für die er dieſen Sommerſitz anlegte, des Vaters Geburtstag hier oben zu begehen. Der einzige Sohn Arnold, damals achtzehnjährig, verfaßte zu dieſem Zwecke eine Feſtſchrift: „Verſuch einer Geſchichte des Schloſſes Bruneck und ſeiner Bewohner.“ Erlaube mir, ſagt darin dem Vater der beſcheidene Sohn, daß ich dir eine ſchlichte, aber treue und wahre Schilderung entwerfe über die Schickſale eines Schloſſes, welches dir nun ein ſo liebes Beſitzthum geworden iſt. Du findeſt in dieſem Entwurfe die Geſchichte, wenn nicht aller,

ſo doch der meiſten ſchweizeriſchen Ritterburgen abgeſpie
Von der Hand der Römer angelegt, auf Schutz und A
berechnet, müſſen dieſe Schlöſſer bald die Zufluchtsſtätten
durch den Krieg aufgeſchreckten Bevölkerung werden, bald
die Zwingburgen und Straforte, von denen herab die a
maßte Gewalt und Uebermacht das Volk beherrſcht.
die Zeit der Adelsblüthe folgt eine Zeit des tiefſten Verfa
aber der ſittliche Fortſchritt behauptet ſein Recht, und obn
ein ganzer Stand zu Grunde geht, gedeiht doch das A
im Ganzen ſo ſehr, daß das feſteſte Schloß auf ſtellem F
nicht den geringſten Vorzug mehr voraus hat gegenüber
Sicherheit eines in der Ebene liegenden Landhauſes, ge
und behütet durch die Majeſtät des Geſetzes. Was bl
dann der Herrenburg anderes noch, als was ihr urſprün
die Natur ſchon anerſchaffen hatte: die Fruchtbarkeit
Berggüter, die Erhabenheit des Hochwaldes und die
zückende Ausſicht, die man von ſolchen Höhen aus über
geliebte Heimath hin genießt. Wenn wir zuſammen über
herrlichen Matten und Saatfelder hinunter blicken auf
Dörfer, unter Obſtbäumen verſteckt, auf die freundli
Städtchen, in denen lauter uns verwandte und liebe L
bürger wohnen, über die prächtigen Stromufer hinweg
dorten zu den braunen Wänden des Jura, oder dorthin
den feierlichen Eisfirnen, die in weitem Bogen unſer V
land umarmen — wer möchte dann nicht mit unſerm
Dichter Walther ausrufen: Da ist Wünne viel! l
müeze ich leben darinne!

Dieſer Wunſch iſt dem edeln Jünglinge nicht erfüllt
den. Arnold Hünerwadel ſtarb noch vor ſeinem Vater
J. 1847. Sein Andenken lebt in ſeinen Freunden fort
in dieſem Aufſatze, den wir als eine Ueberarbeitung
r Schloßchronik hier vorlegen.

Aeltere Hausreime, Wand- und Grabſchrift

Um Schinznach:

So lang mein Sach ſteht hübſch und fein,
So werden viel Freund um mich ſein;
Wird's mir aber übel gehn,
So werden wenig um mich ſtehn.

Dies Haus ſteht da von Hölz und Stein,
Wie's ihm geht, weiß Gott allein.

Dies Häuslein iſt von mir gebaut,
Dem lieben Gott bleibt's anvertraut.

Mein Haus, meinen Leib,
Mein Kind und Weib
Befiehl ich der Dreieinigkeit.

Ein Haus iſt wohl ein ſchöne Sach,
Von Menſchenhänden iſt's gemacht;
Doch hängt es ab von Gott allein,
Ob Glück, ob Unglück kommt hinein.

Einigkeit erhält das Haus,
Unfriede jagt das Glück hinaus. (Thalheim.)

Mein Haus ſammt Hab und Gut
Befiehl ich, Herr, in deine Hut. (Veltheim.)

Wer mich ausricht't, vergißt ſich.
Gedächt' er an ſich, ſo vergäß er mich. (Schinznach.)

Strohhaus in Fislibach, Bez. Baden:

Herr Adam und Frau Eve
Lebten auf der Welt,
Saßen im Paradieſe
Und hatten gar kein Geld.

Schmiede in Oetlikon:

Wenn in allen Ecken und Gaſſen
Die uns beneiden oder haſſen,
Brennen würden wie mein Feuer,
Wär' Eiſen und Kohlen nicht halb ſo theuer.

Bauen iſt es eine Luſt.
Was es koſtet, hab ich nicht gewußt.
(Sonſt zu Niederwil im Freienamte.)

Mauerinſchrift im Städtlein Meienberg:

wir söllen vürwitz hastig han,
vnd niemen aber wil glouben doran.

Zu Dennwyl:
Fluch oder ſchwör' nicht in dieſem Haus,
Oder geh' bald zur Thür hinaus.

Kein Lugner ſoll vor meinem Aug beſeßnet werden.

Altes Siechenhaus zu Bremgarten:
Gott iſt der Arzt und ich der Knecht,
Doch wenn er will, ſo heil ich recht.

Schulhaus zu Boswil:
Kommt her, ihr Kinder, in die Lehr,
Dies Haus ſteht zu Gottes Ehr,
Es iſt gebaut zu ſelbem Ziel
Von einer ehrſamen Gemeind Boswil.

Schulhaus zu Fahrwangen:
Kommt, Kinder, ihr ſollt mir zuhören,
Ich will euch die Furcht des Herren lehren.
Behütet eure Lippen vor böſem Geſchwätz,
Das iſt das allererſt Geſetz.
Alsdann ihr Chriſtum ernſtlich ſollt
Anrufen um ſein Gnad und Huld.
Hat euch dann Gott geſchenkt ein Pfund,
So werd' es nicht von euch verſumt,
Zu Gottes Ehr wendet es an,
Daß ſich eure Seel im Himmel freuen kann.

Schulhaus zu Meiſterſchwanden:

Hier iſt gebauet dieſes Haus,
Allwo man gehet ein und aus.
Wie es nun giebet Groß und Klein,
So lernt, ihr Kinder dieſer G'mein,
Die Worte ob dieſer Thür,
Die Gott hat geſchrieben für:
Liebe Gott von ganzem Herzen,
Thu mit ſeinem Wort nit ſcherzen,
Die Freunde lieb, Niemand betrüb,
So wirſt du Gott dem Herren lieb.

Am Burgdorfer Stadtſchulhauſe, an deſſen Portal ein
: ausgehauen iſt mit der Zuchtruthe in der Tatze, ſtand im
igen Jahrhundert folgende von H. R. Grimm (Luſtwäld-
1703, 118) aufgezeichnete Inſchrift:

Wer wohl lehrt,
Der wird g'ehrt;
Wer nüt thut,
Dem g'hört d'Ruth.

Um Suhr und Entfelden:

Obſchon die Wahrheit wird vergraben
Und eine Zeitlang muß unrecht haben,
So kommt ſie endlich doch ans Licht
Und macht die Lügen gar zu nicht.

Ach Gott, hilf uns erwerben
Chriſtlich Leben und ſelig Sterben,
Dann iſt genug auf Erden erworben:
Chriſtlich gelebt und ſelig geſtorben.

Gott ſchütz in Gnaden dieſes Haus,
So die da gehen ein und aus.
Die Hausfrau und die Kinder mein
Laß dir, o Herr, befohlen ſein.

Im tauſend ſiebenhundert und einem Jahr
Iſt die Kirch verbrunnen gar,
Als Guder auf Lenzburg Landvogt war.
(Am Kirchenfenſter in Ober-Ent

Zu Reinach und Schöftland.

Gott zu Lob und ſim heiligen Wort
Hand die Herrn von Bern an dieſem Ort
Die Chilche nüw us Urſach erbuwen,
Daß ſie welle Gott vertrauen
Und ſich abwenden von päbſtlicher Gwalt,
Da 1529 man zalt.
(An der Kirche zu R

Wann wir thäten, wie wir ſollten,
So gieng uns Alles, wie wir wollten.

Dieß Haus ſteht in Gottes Gwalt,
Iſt vornen new und hinden alt.
[Und hätt ihn Speiß und Lohn nicht gerauen,
So hätt ers ganz new laſſen bauen.]
(H. R. Grimm, Luſtwäldlein, Bern 1703, 119.)

Wer thut bauen an die Straßen,
Der muß die Leute reden laſſen.
Ein Jeder baut nach ſeinem Sinn,
Und nachher wohnt ein Andrer drinn.

Wer bauen thut an die Straßen,
Muß ſich von den Leuten verieren laſſen.
Doch Jeder um ſein Geld
Macht's, wie's ihm wohlgefällt.
(Nach Hans Harßdörffers Reimen und Sutor's Chaos Latin. Kaufbeuern 1716, 14.)

Wir bauen alle feſte,
Da wir ſind fremde Gäſte. 1664.
(Vogthaus in Mooslerau.)

In der „Rechnung über das von Grund auß newerbauwte und Schulhauß zu Degerfelden in der Grafſchaft Baden vom J. 1657“ hat obiger Spruch nachſtehende Faſſung:

Wir bauwen auf Erden Häußer veſt,
und ſind doch all nur frembde Gäſt.
vnd da wir ſolten ewig ſin,
da trachtet mancher ſelten hin.

Zwei Jahrhunderte früher lautet derſelbe Spruch alſo (in v. Aufſeß Anzeiger f. Kunde des deutſch. Mittelalt. 2, 1833, 48):

wir sîn hie geste
ende bûwen groesse veste.
mich wundert, dat wir neit mûren,
dan wir êweclich solen dûren.

Ich gaff und ſteh,
Und gaff weil ich geh.
(Wyl, bei Mettau.)

Ich Aff ſteh und gaff.
Und derweil ich gaff und ſteh,
Könnt' ich weiter geh.
(Zu Döttingen und zu Hottwyl.)

Um Döttingen:
Der Wahrheit Kreiden
Will Niemand leiden.

Mein Kreuz und Leiden
Schreib ich mit der Kreiden.
Und wer kein Kreuz und Leiden hat,
Der wiſch mir dieſe Kreiden ab.

Dies Haus ſteht in Gottes Hand,
Zum Regenbogen iſt's genannt.
Die Steine trag ich ſelb zum Haus,
Weil Nächſtenlieb iſt g'ſtorben aus.

Dieß Haus ſteht in Gottes Hand.
Anno 1800 wurden die Schindeln gewandt.
Wird Gott mir einſt ein Herz erwecken
Und mein Schwager mir Geld vorſtrecken,
So laß ich es mit Ziegeln decken.

Den Ein- und Ausgang Gott bewahr
Vor falſchem Freund und aller Gfahr.
(Pfarrhaus Tegerfelden.)

Baueſt ein Haus,
So bau's vollends aus.
(Tegerfelder Baurechnung.)

Im Deckenbalken der Wirthsſtube zu ſoloth. Wittisbach:

Sei willkommen, lieber Gaſt,
Wenn du Geld im Beutel haſt;
Willſt du aber von mir borgen,
So komm nur am andern Morgen.

Am Balken im Hausgange zum Hirſchen in zürcheriſch Regensdorf:

Die Leute ſagen immer,
Die Zeiten werden ſchlimmer;
Die Zeiten bleiben wie immer,
Die Leute werden ſchlimmer.

Treuw iſt ein faſt ſeltzener gaſt,
Dem ſy wird, der halt ſy vaſt.
(Hausbalken im Berner Oberlan

Die Thür geht auf und zu;
Im Himmel iſt die ewig Ruh. (Appenz

Wer allen Leuten recht thun kann,
Der ſtreich dieß aus und ſchreib ſich an.

Mancher hinterrucks von eim ſpricht;
So er zugegen wär, thät er's nicht.
(Am ſolothurn. Hauenſt

In Schuhenen das Strau,
Im Hus e thorechte Frau,
Und im Sack e Spille
Lat ſich net gut verhülle.
(Vgl. damit Geiler v. Kaiſersb. (
paradies, Straßb. 1510, Bl. 227

Am Unteren Sternen in Zurzach:
Das alte Haus iſt abgebrannt,
Das neue ſteht in Gottes Hand,
Zum Sternen iſts wie vor genannt.

Am ehemal. Wirthshauſe zu Unter-Endingen ſtan
Laß Neider neiden, Haſſer haſſen;
Was Gott mir gönnt, muß man mir laſſen.

Am Balkenkopfe im Kronenwirthshaus zu Hornuſſen:

R.R.R.: Richter, richt recht,
G.I.H.: Gott iſt Herr,
D.D.K.: Du der Knecht.

Die mittelalterliche Inſchrift an den Beinhäuſern der Kirchhöfe und zu den Malereien der dortigen Todtentänze hieß häufig:

hie richt got nôch dem rechten,
die herren ligen bî den knechten.
nû merket hie bî,
welcher her oder knecht gewesen sî.

Haupt, Ztſchr. f. deutſch. Alterth. 9, 329.

Zimmerſprüche in Zechſtuben:

Wer guter Meinung kommt herein,
Der ſoll mir Gott willkommen ſein;
Wer böſer Meinung kommt zu mir,
Der bleibe lieber vor der Thür.

Der Heuchler ſteht draußen und gafft an die Wand,
Hat Honig im Munde und Harz an der Hand.

Es ſteht geſchrieben,
Daß Sechs oder Sieben
Nicht ſollen harren
Auf einen Narren,
Sondern daß ſie eſſen
Und des Narren vergeſſen.

Am Wirthsſchild zur Sonne bei Oenſingen:
Die Sonne ſcheint für alle Leut.

Am Wirthshaus in Uerkheim:
Ein Jeder baut, wie's ihm gefällt.
Wer hier ins Wirthshaus will, der kommt ums Geld.

Auf Kachelöfen:
Es ſucht Keiner hinter dem Ofen,
Er ſei denn vor ſelbſt hinter g'ſchloſſen.

Aus der Erden mit Verſtand
Macht der Hafner allerhand.

Jeder Ofen iſt ein gut Geſpan,
Im Sommer kühl, im Winter warm.

Ein braver Mann
Fangt keine Feindſchaft an.

Der beſte Mann auf Erden
Wird nicht vollkommen werden.

Wenn der Neid brennte wie Feuer,
Wär 's Holz nit ſo theuer.

Ein Rathsherr ohne Witz,
Ein Schweinſpieß ohne Spitz,
Ein Ofen ohne Hitz:
Die drei Ding nützen nichts.

Auf Schüſſeln:

Es Grätli, es Brätli und es Salätli.

Je mehr ich dich geliebt,
Je mehr du mich betrübt.

Lieben und geliebet werden
Iſt die größte Freud auf Erden. 1813.

Du ſolt bim Trinken und Eſſen
Lazarum nit vergeſſen.

Auf einem Steinkrug vom J. 1596:

Qui dat pecuniam summis:
Der macht wol grad was krumb iſt.

Trinken ung'eſſen,
Iſt zwiſchen zwei Stühlen abg'ſeſſen;
Eſſen untrunken,
Iſt vom Stuhl g'ſunken.

[illegible] der Aarauer Schützeninnung, 16. Jahrh.:

Recht und Redlichkeit währt am längſten,
's macht, man brauchts am allerwengſten.

[illegible] dem Schwerte, welches Hans von Hallwil in der [illegible]erſchlacht geführt haben ſoll und das im Schloſſe [illegible]il bis 1838 hergezeigt wurde, lieſt man:

Mit Gottes Macht und dieſem Degen
Will ich die Feindesköpf zuſammenfegen.

Auf Oſtereiern:

Ich wünſch dir einen Gruß,
Von der Scheitel bis zum Fuß.

Häng dich an keinen Nagel,
Stürz dich in keinen Fluß,
Es treffe dich kein Hagel
Und kein Kanonenſchuß.

Es ſtot an den kunkelen geſchriben, die man von B
bringet:

ſie ſeind mir nit all im ſinn,
die mich grüßen, ſo ich ſpinn.
(Geiler v. Keiſersb., Von den 14 Staffeln,
Joh. Pauli Bröſamlin, Blatt 37.)

In der Freienämter handſchriftl. Landgerichtsordnung
J. 1641 iſt den geiſtlichen und weltlichen Frauen eine
bitte für den peinlich Angeklagten erlaubt; dieß drückt
Fürſprech mit dem Satze aus:

Frouwenbitt in Frouwen Ehren
Soll man ihrer Bitt gewähren.

Aus dem Contobuch eines Handwerkers:

Mit Freuden und Zufriedenheit
Treib ich die Profeſſion.

Und meiſtert mich der Nachbarneid
Mit ſeinem Spott und Hohn,
So iſt das alles Nebenſach,
Hab' ich die Arbeit recht gemacht.
Ich muß für Weib und Kinder ſorgen,
Und wer nicht pfuſcht, braucht nicht zu borgen.

Bilderumſchriften.

Ein Hut über drei Zechern:
Drei Narren unter Einem Hut;
Der Vierte, der's anſchauen thut.

Der Herzog Carolus (Holzſchnitt) verlor
vor Elicurth den Muth, anno 1474.
vor Granſon das Gut, „ 1476.
vor Murten den Hut, „ 1476.
vor Nanceji das Blut, „ 1477.

Gut macht Muth,
Muth macht Uebermuth,
Uebermuth macht Kriegsmuth,
Krieg macht Armuth,
Armuth wehe thut.

Ein Ring von einer Täſchen CIↃ
Vier Oehr von einer Fläſchen CCCC
Eine Saul und dritthalb Andreas Krüz LXXV
Lag Herzog Karl vor Nüßz.
Setz darzu noch zwei J II
So lag er todt vor Nanſy 1477.

Du haſt Recht und Gerechtigkeit betrogen,
Darum wird dir die Haut abzogen.

Auf einem Gemälde zu Klingnau.

Gott hat drei Orden in die Welt gethan:
Regenten, Prieſter und Unterthan.
Thät ein Jeder ſeine Pflicht,
So wär's in der Welt gut eingerichtt.

Der Freiheitsbaum, im Jahr 1830 in Bordemwald richtet, trug folgenden Reim:

Ich fürchte keinen Feind
Und keinen Geßlershut,
Doch hab ich immer gmeint,
Das Ende kommt nicht gut.
Mer hend e Freiheit, daß Gott erbarm,
Der Riche frißt ſchier gar de Arm,
Denn chunt der Tüfel und frißt de Rich,
Denn hend ſie's zletzt Beedſäme glich.

Der zur selbigen Zeit im Frickthale errichtete Freiheitsbaum trug die Inschrift:

Liberté,
Me zahlt nüt meh.

Um das Bildniß, Herzog Leopolds im Chor der Kirche zu Königsfelden war ehemals folgende Erklärung, welche Wagner, Mercur. Helvetic. Zürich 1688, aufgezeichnet hat:

„Diz ist die Abcontrefeytung Herzog Lüpolds von Oesterreich, der zu Sempach mit diser seiner Ritterschaft, Adel und Räten erschlagen ward uf dem sinen, von den sinen und um das sine, vf Sanct Cyrillentag im dreyzehen hundert sechs und achtzigisten Jare."

Grabschriften:

Johann von Baldegg, Chorherr zu Beromünster, hat sich als gewesener Dekan zu Kirchberg bei Aarau 1348 selbst folgende Grabschrift gesetzt:

De Kilchberg canus edentatusque Decanus
Rursum dentiscit, nigrescit, hic requiescit.
Nachdem zu Kirchberg der Dekan
Ergrauet war und ohne Zahn,
Bekam er Haar und Zähne wieder.
Hier ruhen seine Glieder.

Grabmal eines im ersten Villmergener Treffen Gefallenen. enzburger Kirche:

Hie ligt beyglegt ein junger Held,
Der sich bekannt gmacht umb die Welt.

Er nahm ſein Leben in die Hand
Und ſtarb ſiegreich fürs Vaterland.

Vom Kirchhofe zu Suhr:

In dem kleinen Suhrenfluſſe
Winkte Gott: Komm, liebes Kind,
In dem Himmel iſt dein Loos,
Die Erde iſt dir nicht beſtimmt.

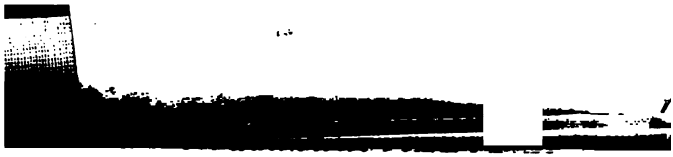
Maria, unſer Töchterlein,
Ging früh zum lieben Himmel ein.
Und da Maria ſonſt nichts hatte,
So liegt hier weiter nichts von ihr,
Als nur ihr körperlicher Schatten.
Dieß, liebe Leſer, glaubet mir.

Ich ward gewünſcht, ich kam, ſobald ſie mein beg
Ich ſog, ich weint', ich ſtarb. Kam ich denn nur a
Um abermals geſchwind ein Engelchen zu werden?

Der Hamburger Rathsherr Heinrich Brockes ſetz
jung verſtorbenen Kinde folgende, im Bethlehem
dermord (Tübingen 1739, pag. 637) gedruckte Gr

Ich ward gewünſcht, ich kam, ich lebt ein Viertelj
Ich ſog, ich weint, ich ſtarb: dies war mein Thun a
Fragt man, ob ich denn bloß dazu geboren war?
Nein! Aber wol, geſchwind ein Engelchen zu wer

Mein Theuerſtes auf Erden
Muß hier zu Staube werden.



Die Mutter, welche mich gebar,
Die Gattin, die mir Alles war,
Das Liebespfand, das sie mir gab,
Ach, all mein Glück deckt dieses Grab.

Eine Rose soll entsprießen
Deiner Asche, liebes Kind,
Und die Quelle sie begießen,
Die aus Elternaugen rinnt. (Grab in Birr.)

Man trägt Eins nach dem Andern hin,
Aus den Augen, aus dem Sinn.
Und wenn die Glocken verlieren den Ton,
Werden Viele vergessen schon.
(Am Eingange des Friedhofes.)

Weib und Kinder liegen hier:
Am Fünften starb Sie gräßlich mir. 1857.
(Oberhof bei Wölfliswil.)

Ein Bauer von Sins flüchtete sich beim Gewitter mit ner Kuh unter eine Eiche und wurde hier sammt dem iere vom Blitz erschlagen. Man begrub Beide beim Baume t nachfolgender Inschrift, die jedoch der Gemeinderath bald eder vom Grabkreuze abnehmen ließ:

Hier liegt begraben,
Vom Blitz erschlagen,
Ein Mann und seine Kuh,
Der Herr geb ihm die ewig Ruh.

Nachfolgendes ſoll auf einem Friedhofe des Freien zu leſen ſein, vgl. Winterthurer Landbote 1858, Nr.

Hier liegt der Gottverehrer,
Der vorſtand der Schul als Lehrer.
Er begann ſeine Laufbahn als Aushauer
Und war ſechs Jahr Fü'rg'ſchauer.
Und wie er dann mit Rath und That
Geſeſſen iſt im Großen Rath,
So ſitzet nun im Glanz der Himmelslichter
Unſer geweſener Friedensrichter.

Am Grab des Schloſſerſohnes Joh. Berger in M thalen, Kant. Zürich:

Nun wohlan, ich thu
In vergnügter Ruh
Mund und Augen zu.

Grab eines Jünglings zu Arth am Zugerſee:

Jung und gſund, das bin i gſi,
Ha no gſünder wölle werde.
Mit der Gſunghet iſch verbi,
Jetze lieg i under d'Erde.

Als die Peſt 1629 in Sarmenſtorf herrſchte, ſoll ſelbſt der Spruch gegolten haben:

Iſt es nicht eine große Klag:
Vierthalbhundert in einem Grab!
Iſt es nicht ein Grus:
Vierzächni us eim Hus!

Am alten Kaufhaus zu Baden:

Ein guter Ring mit ſeinem Dorn CIↃ
Und vier Roßeiſen auserkorn CCCC
Ein Zimmerart, drei Kreuz dabei LXXX
Und vier Kreuzſtöck alſo klei IIII
Das ganze Haus mit ſammt dem Dach
Erbauen ward in Dach und Fach.
In 13 Wochen dieß geſchach,
Da man kein Tropfen Regen ſach. 1484.

Am Thurm zu Zurzach:

Under de Landvogt ward der durn buen
handle recht du Gott verdruwen
dann ſag ich dir zu dieſer Friſt
der herberg du fryg ſicher biſt.

Conrad Eſcher des raths Heinr. Bodmer Landvogt zu Baden im Ergöw. ſchriber zu Bad. im Erg.
1570. 1570.

Ehemal. Inſchrift am Schloſſe zu Auenſtein:

Zu Auwenſtein ein Veſte war
auf einem Felſen an der Aar
daraus vor Zeiten Bern ward g'tratzt:
drum auch der Bär das Schloß zerkratzt. 1389.

---

teininſchrift im ehemal. Pfleger'ſchen Hauſe zu Aarau:

Wir menſchen hie vff erden
Begernd alle ſelig zu werden
durch vnſeren Herrn Jeſu Chriſt,
der vnſer mittler worden iſt.

worum wolten wir dan zum pabſt louffen
vnd s' Himmel Rich vms gelt kouffen?
wie wurd es dan dem armen gon,
der kein gelt kann überkon
vnd im niemand nüt thut lichen,
wer wett im dan die ſünd verzichen?
anno Domini 1583.

Im J. 1799 wurde der Kirchthurm zu Frick renovirt und in den Thurmknopf folgender Zeitſpruch gelegt:

19,000 hohe Offizier,
99,000 Gmeine im Quartier,
44,000 Franzoſenpferd
Hat Frick in dieſer Zeit ernährt,
Und vier Jahr früher die Oeſterreicher
Leerten uns Keller und Kornſpeicher.

Im J. 1817 wurde dieſer fernere Spruch dazu gelegt:

Vom Anfang, wie erzählt die Gſchicht,
Hatten wir keine Ruh nie nicht,
Bis wir Aargauer wurden ſo.
Der Hauptſchlag ging zu Waterloo.
Uns drückt nicht mehr ſo arges Kreuz,
Vivat, ſehr gut iſts in der Schweiz.

Im Kalender des Schweizerboten v. 1825 (Aarau, bei Chriſten) findet ſich folgende Angabe: Im Frickthal wurden v. 21. Dez. 1813 bis Juni 1814 einquartirt und verköſtigt 353,039 Mann der verbündeten Heere, worunter 12,703 Offiziere. Im gleichen Zeitraum wurden geliefert 1,069,113 Rationen Haber, 141,843 Rat. Heu ꝛc.

Ueber Sammlung und Erklärung historischer Sagen.

Sage hat unter ihren Erzählern und Sammlern zwei
je Freunde, den Halbpoeten und den Halbgebildeten.
eine erweitert und schmückt sie, der andere verengert
beraubt sie. Der eine erzählt mehr von ihr, als er
r weiß und glaubt; der andere glaubt weniger, als er
ihr weiß. Der eine sucht sich mit ihr zu brüsten, so-
sie sich für seine persönliche Aneignung ausgeben läßt;
andere meint, sich ihrer in bestimmten Fällen schämen
müssen, und gibt nebenher zu verstehen, daß wenigstens
er selber der Gewährsmann des Erzählten sein wolle.
einen kann sie nicht überschwänglich genug, dem an-
nicht hausbacken genug lauten, je nachdem sie der
ärmerisch Halbpoet, oder der wasserklare Rationalist be-
elt. Jeder von beiden verfährt eigensüchtig und eitel,
keiner hat zur Sage jene Liebe, die hingebend ist und
sich selbst sucht. Um einzusehen, wie hinderlich die Bei-
der Verbreitung einer bessern Sagenerkenntniß sind, muß
einer nach dem andern in seinem Verfahren gezeichnet
en.

Die ausſchmückenden Erzähler der Sage ſind lauter Ha
poeten, ob ſie nun in Verſen oder in Proſa ſchreiben. S
Charakterzug iſt jene Forcirtheit, mehr ausdrücken zu wolle
als in einem einfachen Gegenſtande liegt, oder als der nati
liche Menſch über ihn empfindet. Sie umbauen und üb
laden die Gegenſtände von außen her, weil ſie über den
innere Wahrheit zu keiner perſönlichen Macht gelangen. D
nennen ſie Schmuck. Gäbe es einen andern Schmuck, d
den, der in der Sache ſelbſt liegt, ſo wäre auch die Spi
puppe ernſtlich geſchmückt, die das Kind mit zufälligen Läp
chen umhängt. Noch dazu iſt die Sage nicht ein Spielzeu
ſondern ein Ehrfurcht gebietendes Alterthum. Wer techni
genugſam gebildet iſt, der mag ein altes, abgeblaßtes O
ginalgemälde auffriſchen, aber jeder Verſuch, auch in d
Charakteriſtik des innern Lebens nachzureſtauriren, wäre h
die freche Anmaßung eines Pfuſchers. So verpfuſcht d
Sagenverſchönerer die Volkstradition. Er nimmt ihr d
Gepräge ihres religiöſen und geſchichtlichen Ernſtes, und
die Stelle ihres geſtrengen Stils ſetzt er ſeine ſchwächli
Empfindſamkeit. Wenn dann der Bevölkerung diejenig
Stoffe, die ſie ihm einſt ſo treulich vorerzählt hatte, einm
gedruckt zukommen, ſo durchſchaut ſie die daran verübte U
redlichkeit, und nennt ſolcherlei Sagen rundweg eine Lü
Das Volk urtheilt hierin nicht gröber, als der weiſe Sa
mon auch (Spruch 21, 6): „Wer Schätze ſammelt m
Lügen, der wird fehlen und fallen unter die, welche d
Tod ſuchen.“ An dieſer Fallſucht enden alle poetiſchen Lügn
und Heuchler alljährlich läßt das Volk die Produkte ſol

reiner Empfängniß des jähen Todes der Makulatur ster-
n. Sterben aber dann möglicherweise nicht auch die be-
ndelten Sagen damit ab? Leider ist dies der Fall, und
e aargauische Landessage selber weiß schon mehr als ein
eispiel hierüber. Als die Freienämter Bäuerin zu Buttwil
dlich jenes Zwerglein über der Arbeit beschleichen kann,
s schon so lange ihr Stallvieh gestriegelt und heimlich ge-
ttert hat, sieht sie zugleich, wie es splitter fadennackt da-
cht. Die Frau fühlt Erbarmen, denn es ist eben strengste
interkälte. Wir wollen ihm doch Hosen und Wamms
achen lassen, sagt sie zu ihrem Ehemann, und dieser will-
gt ein. Das neue Sennengewand ist fertig und wird dem
werglein auf den Heuboden hingelegt. Neugekleidet spaziert
r Hauskobold in der Tenne auf und ab, wirft sich in die
rust und ruft gravitätisch: Und ein solcher Mann soll
rten gahn! Damit war er von nun an in Buttwil ver-
schwunden.

Schon manche Sage ist so aus der Welt gegangen, weil
r ein voreiliger Poet seine modernen Höslein angezogen hat.

Der Hochmuth des Halbdichters möchte der Sage seine
ele aufnöthigen, und darüber gibt sie die eigene auf. Der
inkel des Halbgebildeten verübt das Gleiche; er will ihr
e Seele hinausrationalisiren und seinen Dreibatzenverstand
neinschieben, darüber wird sie geistlos wie er. So ist der
e ein Sagenvergröberer und Sagenverdichter, der andere
n Sagenverdünnerer. Schauen wir nun auch dem Ver-
ren dieses andern zu.

Alles, was über seinem schmalen Erfahrungskreis hin-

ausliegt, nennt er das Unpraktiſche, das Abergläubiſche, das Heidniſche. Vor dieſen Dreien hat der Rationaliſt bekanntlich einen ganz unermeßlichen Schrecken. Wo ihm eines davon über den Weg gelaufen käme, würde er es ohne weiteres todttreten, wie alberne Mädchen eine Kreuzſpinne. Er müßte ſich ja vor jedem Ortsnachbar ſchämen, wenn man erführe, daß ſeine gebildeten Mitbürger dergleichen grobe Schnurren noch am hellen Tage forterzählen, als von wunderwünſchten Burgfräulein, Drachen und Zwergen. Er ſchickt daher ſeinen ernüchterten Geiſt an die Stelle eines Sagengeiſtes und merkt nicht, daß alsbald das ödeſte Geſpenſt daraus entſteht. Spricht er ja einmal von dem harmloſen Glauben ſeiner eigenen Jugendjahre, ſo thut er es nicht ohne die bedenklichen Stirnrunzeln eines Bußpredigers. Meine eigene Mutter, ſagt er dann, Gott hab ſie ſelig, die gute einfältige Frau, hat mir auch noch viel dummes Zeug aufbinden wollen! Mit Zuverſicht hält er ſich für einen Flügelmann des Fortſchrittes und der Cultur; daher iſt er ganz fanatiſch auf den erzürnt, der ihm vorwirft, daß er ſich gleichwohl nur in den roheſten Geſinnungen jener Jahrhunderte gefalle, die man mit Recht als barbariſche verſchreie. Denn haben die finſterſten Zeiten anders gehandelt, als er? Man erinnere ſich an Kaiſer Ludwig den Frommen, dieſes Urbild aller unſerer Culturzöpfe. Von ihm erzählt ſein Biograph Thegan, er habe die deutſchen Volkslieder, die er in ſeiner Jugend auswendig wußte, als Kaiſer verachtet und ſie weder mehr leſen, noch anhören, noch mittheilen wollen. Als ob wir nun etwas gäben um jene lateiniſchen Mönch-

, die er über das deutsche Lied erhob? Als ob er da-
daß er den Untergang unserer vaterländischen Götter-
r und Heldensagen veranlaßte, nicht auch des Volkes Ge-
sleben mitzerstört hätte, und dann, dabei selber rathlos
rden, es der allgemeinen Verwilderung überlassen mußte.
that es, sagt man, aus christlicher Frömmigkeit, und
pflegt damit den schwachsinnigen Betbruder zu entschul-
. Allein schon am eigenen kaiserlichen Vater, nicht bloß
er Vorzeit überhaupt, hätte er sich ein Beispiel zu neh-
gehabt, wie ächte Frömmigkeit der Versuchung wider-
, das Alterthümliche als das Abergläubische, das Na-
le als das Bäuerische und dieses als das Dumme her-
: zu setzen und zu verdammen. Denn wenn heute noch
lauben und Brauch der ganze sittliche Gehalt unserer
on eingeschlossen ist, warum soll Beides nicht auch den
rn Zeitaltern ihre Wahrheit und Seelenstärke gewährt
, und warum soll dann Lied oder Sage, die davon
reden, uns minder verehrungswerth sein? Der Heide
anias (VIII. 8, 2) gesteht uns, daß ihn seine Gelehr-
eit gleichfalls in diese Versuchung geführt, wie er aber
bösen Geiste des Hochmuthes widerstehen gelernt habe.
ekennt, daß er mehrere der griechischen Mythen, als er
Werk zu schreiben begann, für einfältig und einer ern-
Aufmerksamkeit unwürdig hielt; wie er jedoch in der
it fortschritt, gelangte er allmählich zu der vollen Ueber-
ng, daß die Alten absichtlich in räthselhafter Sprache
et hätten, und daß kostbare Weisheit in ihre Erzählungen
lt wäre. Es sei deßhalb die Pflicht eines frommen

Mannes, ſagt er, landläufige und geglaubte Sagen üb
die Götter zu ſtudieren und auszulegen, nicht aber, ſie
verwerfen. — Und wenn nun auch nicht Jedermann di
wiſſenſchaftliche Rückſicht genugſam verſtände, welche der Sa
gebührt, ſo müßte ihm doch ein Verſtändniß hierüber
durch die eine Frage aufgehen, warum er denn bei reifen
Jahren irgend ein geringfügiges Andenken ſeiner eigen
Vergangenheit, ſelbſt wenn es Andern lächerlich gering ſchi
zum Beiſpiel ſeine alte Kindsmagd, noch aus Herzensgrun
werth gehalten habe? Dieſelbe angeborene Treue bleib
wir unſerer Sage ſchuldig. Man muß die heimathliche Sa
lieben, lautet ein Gebot, wie man eine Mutter liebt. Ma
fragt nicht, iſt ſie reich oder arm, edel oder niedrig geboren
man liebt ſie nur um ſo mehr, je ärmer, erniedrigter, ver
laſſener ſie iſt.

Jüngſthin erſt war zu hören, wie eine benachbarte Land
ſchaft öffentlich Proteſt erhob gegen ein dorten neu erſchi
nenes Sagenheftchen. Es verlangten Land und Leute, a
des Jahrhunderts würdig dazuſtehen und den Anforderung
der Zeit genügend, ſie wieſen daher albern lautende, ihn
in den Mund gelegte Volksſagen als eine Verhöhnung i
Sitte und ihres Glaubens laut zurück. Wenn es nun wa
iſt, daß zuletzt die Sache ſogar vor die Gerichte gebra
worden, ſo gibt ein ſolcher Vorfall dem Culturhiſtoriker do
gewiß zu denken. Im Voraus ſchon bleibt dies dabei an
gemacht, daß das Volk in ſeinen Sagen ein Stück ſein
eigenen Charakters und ſeiner Volksehre ſieht, und daß
mit dieſer ſeiner Art nicht nach Willkür ſcherzen läßt. Qua

terrae mos est, hoc terrae honos est. Wie jedoch konnte eine nicht von der Lektüre, sondern vom Pfluge lebende Landbevölkerung durch ein solches Gelegenheitsschriftchen aufgeregt werden? Seit wann sind Landleute so feinfühlig gegen literarische Erscheinungen, daß bei ihnen die richtig oder falsch erzählte Ortssage zum Gegenstande eines Rechtsstreites gemacht werden kann? Wir erklären uns dieß auf folgende Weise. Der Sagensammler blieb hier bei jener ordinären Wirklichkeit der Alltagsdinge stehen, die sich in aller Welt gleichmäßig vorfindet, mit deren Beschreibung aber weder der Dorfbewohner noch der Großstädter heimgesucht werden will. Solchen ordinären Wust nennt man gemeiniglich Stadtklatsch. Die edlere, die tiefer liegende Menschensubstanz kann darüber ganz verborgen bleiben, und doch ist sie allein die sittliche Macht. Von dieser mochte nun unser Sammler etwa auf gelehrtem Wege wissen oder gelesen haben, aber hier an Stelle faßte er sie nicht in ihrer Ursprünglichkeit, hier verstand er sie nicht in ihrer landschaftlichen Besonderheit, ihre Substanz war ihm ein unbequemes Räthsel, das er ungelöst zurückgestellt sein ließ. Wer aber die Sage nur so weit erzählt, als er sie begreift, der wird sie, weil er ihre landschaftliche Genesis nicht mit begreift, ohne ihre angeborene Tugend erzählen. Mit Recht läugnet dann der Bauer, daß so armseliger Geist zu sein, und solchen Traditionen anhangen, als auf seine Kosten erzählt werden. Er trachtet gar nicht darnach, sein Porträt idealisirt zu sehen — er schaut sich nur beim Rasiren in den Spiegel — aber seine Seele wenigstens will er nicht trivialisirt sehen, sie geht nicht

mit hinter dem Düngerwagen drein. Ein Philisterurt
auch dem gemeinen Manne zu nieder gebaut und z
angelegt. Er weiß sich derber und größer, und dieß
gerechter, ganz realistischer Stolz. Wenn also der Rati
zweifelt, daß das Volk reiner Ideen fähig sei, so ist
dem eben besprochenen Vorgange ein erklecklicher Gegen
geliefert. Der Einwand, daß das Volk unwissend se
daß es ja kein Wissen ohne den Glauben besitze, komm
hier ganz recht. Denn eben ein unberufener Sagensa
besitzt allbeides nicht, weder diesen Glauben des Volkes
das Wissen darüber. Wenn das Volk für seine
Güter einsteht und für seinen Glauben sich ereifert, w
für unser Wissen thun, dann kann es dabei den aug
lichen Mißgriff begehen, daß es unter den Gegnern et
Unbedeutendern zum Stichblatt nimmt und über Gebü
feindet. Zuletzt wird es über seinen Irrthum wieder l
Sieht es doch täglich, wie die Kraft seiner Wasserfäll
deren Höhe bedingt ist — und also auch das Gewicht
Urtheils durch den Werth oder Unwerth des urthei
Geistes.

Sagen lassen sich nicht etwa so bequem sammeln
der Antiquitätenfreund alte Münzen und Urkunden er
oder der Gelehrte Rechtssprichwörter und Volkslieder
ältern Schriften zusammenstellt. Sagen begegnen u
nirgend in so unmittelbar verwendbarer Form, wie et
Rechtssprichwörter oder die historischen Lieder des sechsz
Jahrhunderts sich vorfinden; denn diese sind auch zu
Zeit schon in einer gelehrten, selbstbewußten Absicht

ſchrieben worden von Fachmännern und für Leſer vom
ache. Jede neue Sage aber muß in ihrem Stoff ſowohl,
ie in ihrer Bedeutung, erſt wieder entdeckt werden. Ihr
ammler muß verſtehen, in einer von ihm angehörten Er-
hlung das Weſentliche richtig heraus zu ſtellen, er muß
inem Vorerzähler in der Kenntniß der Mythe vollſtändig
berlegen ſein; er muß dasjenige, was jener ſelber nicht
hr deutlich begriff, ſinnlich aufzufriſchen verſtehen, er muß
n ſchon zu Grunde gerichtetes Stück Alterthum neu auf-
uen, faßbar und wieder wirkſam machen können. Mit
erläugnung ſeiner ſich einmiſchenden eigenen Empfindung
at er jenen vorzeitlichen Standpunkt des Volksgeiſtes zu
ntdecken und zu reproduziren, an den ſolche Mythen ur-
prünglich gerichtet waren. Er muß alſo das älteſte religiöſe
Gefühl nacherſchaffen, und zwar mit dem ganzen Glaubens-
bergewichte, das es voraus hat vor dem hiſtoriſchen oder
hyſikaliſchen Wiſſen unſerer Neubildung. Die ganze Ideen-
hätigkeit der Vorzeit, ihr ſittlicher Geiſt, ihr Culturgehalt,
wie dieß alles in der Mythe vereinigt niedergelegt iſt, muß
on ihrem neuen Erzähler begriffen und wiedergeboren wer-
en; er muß die kräftigen Schatten vorausahnen laſſen, welche
eine alte Märe im Lichte der Wahrheit werfen wird. Jede
Arbeit ſolcher Art erfordert neben dem ſcharf unterſcheiden-
en Verſtand, neben einer bereitwilligen Liebe zu Allem,
as urſprünglich das Natürliche und Menſchliche iſt, ſicher-
ich auch noch das Vermögen einer individuellen Geiſtesſchö-
fung. Hier hängt es nicht mehr ab von einem äußerlichen
Schliff der Schreibweiſe, von einem vorſichtig ſchlauen Ver-

fahren des Stilistikers. Ein Autor, der keine persö
Macht hat über die innere Wahrheit seiner Gegenst
vermag hier das Allereinfachste nicht ohne ein Zuviel
ein Zuwenig auszudrücken, also nicht ohne die Unwah
welche in der Uebertreibung liegt. Denn ein volksthüm
Gedanke hat Anmuth und Stärke zugleich, die Volksst
ist kindlich und körnig zugleich, sowie an der Volkssag
Hoheit einer betagten Mutter und der Liebreiz eines
willigen Mädchens zugleich zu sehen ist. Wie ganz das
gentheil ist dies alles von jener Darstellung bloß subje
Empfindungen eines Erzählers, wie unerreichbar den
träumenden Gedankenspielen unserer Poetlein.

So ist denn ganz besonders die Volkssage im St
uns eine wohlbegründete Achtung vor der Menschennatu
zuflößen und die Liebe zum Volke zu erhöhen. Darum
heute ihr Studium Hand in Hand mit jenen übrigen Wi
fächern der Natur- und Sprachforschung, der Geschich
schung und der Culturgeschichte, Fächer, welche in u
Zeit mehr als jemals in Blüthe stehen und dauerhafte
jemals das Menschenherz veredeln helfen. Seitdem wi
gefangen haben, ein Jeder in seinem Kreise, unsern Wi
trieb auf Land und Leute zu werfen, zu denen man
gehört, haben wir uns erst jenes persönliche Selbstbe
sein erworben, das sich neben und mit einem andern
berechtigt weiß. Dadurch, daß wir unsere Art erkenner
bei uns selbst heimisch werden, gewinnen wir erst das
Maß zur Verwerthung fremder Art. Das Richtige eine
gemeinen Wahrheit begreifen wir ja auch erst dann,

wir es an uns selbst erfahren haben, und jedem Kinde bereitlich sagt hierüber Plinius (NG. II, 1): Kann denn auch jemand, der das Maß seines Eigenthums nicht kennt, irgend eine andere Sache ermessen?

So steht es heute schon um die Landessagen der Schweiz. Wir behaupten, je weiter Erkenntniß und Liebe hiefür sich verbreiten werden, um so edlere Gewinnste für alles Volk, mithin auch praktische Gewinnste, müssen sich daraus ergeben. Es ist dieß deßwegen kein Traumbild, weil eben hier die Sagenquelle noch in seltener Reichlichkeit fortfließt und fast noch ganz in die Herzen des Volkes mündet. Wir können dieses mit einheimischen Worten erweisen. Für den anauernden Sagenreichthum des Landes ist Jeremias Gotthelf jener Gewährsmann, im „Knaben des Tell", Seite 16: „Wie die Geschichte der Berge lebendig bleibt, kein Tod und keine That vergessen wird, die Sage davon von Geschlecht zu Geschlecht sich erbt, so daß vor dem kundigen Wanderer bei jedem Schritte eine neue Geschichte aufblüht, die Geschichten dichter stehen, als an sonnigen Halden die Alpenrosen — davon hat man keinen Begriff da unten im Lande, wo Alles ganz geregelt geht, der gefallene Schnee alle Tage vom Magistrate weggeschaufelt wird, des Nachts die Schaarwächter die Gefallenen hübsch an die Wärme tragen, das Uebrige alles die Gensdarmen vermitteln und ins Reine bringen."

Woher nun diese unerwartete Sagenfülle der Schweiz, woher zugleich dieses ausdauernde Erinnerungsvermögen des Volkes dafür?

Der volle, ungestörte Genuß des Zusammenhanges heimathlicher Naturverhältnisse mit den selbstbeschlossenen und selbstvollzogenen Rechtsverhältnissen steigert die Kraft der Völkerschaft zu einer bewunderungswürdigen Sicherheit; Familie, Gemeinde und Staat in ihrem stets erneuten Zusammenwirken werden so im Kleinen ein Abbild der sich ewig gleichbleibenden, von göttlicher Fürsorge gelenkten Naturmächte. Es ist uns erlassen, hier von den Einflüssen der Alpennatur auf den Volksgeist noch besonders sprechen zu sollen. „Des Knaben Berglied“ von Uhland, das gleichnamige Gedicht von Schiller besagen hierüber Alles; sie sind in unserer Kinder Gedächtniß. Fassen wir hier vielmehr das öffentliche Leben ins Auge, so hat kein anderes Gebiet des schweizerischen Staatslebens eine so reiche Entwicklung hinter sich, als das Gemeindewesen. Tagtäglich muß der Familienvater seinen persönlichen Haushalt mit demjenigen seiner Gemeinde und mit dem Staatshaushalte in Einklang bringen. Die ehrbare Fortführung seines Familien- und Gemeindewesens ist sein alle Tage erneutes fortlaufendes Finanzgeschäft, so daß eben in dem gesund und kräftig organisirten Gemeindeleben die ganze Staatswohlfahrt bedingt liegt. Aus einer fortwährenden Rechtsübung des Bauern, bei der Gestaltung seiner bürgerlichen Verhältnisse mitzuwirken als Pflichtiger und als Berechtigter, als Orts- und als Staatsbürger, als Gehorsamender und als Gesetzgeber, erwächst ihm dasjenige Bewußtsein der Freiheit, gegen welches eine Spaltung des Volkes in Gebildete und Ungebildete, in Vornehme und Niedere, machtlos sich erweist. Fühlt er sich dann in

seinem geordneten Dorfe als das gesunde Glied am Staatskörper, weiß er sich ferner Allen im Lande ebenbürtig in Satzung und Brauch, in Sprache und Glauben, jede gemeinsame Erinnerung mit ihnen theilend, freithätig und freigehorsamend: so steht es ihm wohl zu, über sich selbst in jenes königliche Wort auszubrechen, „der Staat, das bin ich.“ Er sagt es nicht aus souveränem Hochmuth, sondern durchdrungen vom Bürgerpflichtgefühle.

Diese fortgesetzte Lebenspraxis, dieses immerwährende Selbstregiment, geübt von einem Jeden innerhalb seiner Gemeinde und Thalschaft, gibt auch dem gewöhnlichen Manne eine Art historischen Ueberblickes und Urtheils. Er sieht die ihn berührenden Begebenheiten werden, weil er mitwirkend ist, er steht für ihre Ergebnisse ein, weil er mitbeschließend war. Daher nun also diese ausdauernde Gedächtnißkraft des Volkes für die Geschichten seiner Gau- und Ortschaft, und ebendaher dieser hier zu Lande vorwiegende Reichthum an Rechtssagen.

Der Zweck vorliegender Arbeit erfordert es, bevor in diesem Gedanken weiter gefahren wird, erst eine Scheidelinie zu ziehen zwischen geschichtlicher Sage und historischer Begebenheit, weil diesen Unterschied niemand genau macht, den sein Berufsfach nicht ins geschichtliche Wissen führt.

Die Landessage ist älter als die Landesgeschichte. Jene ist das vom ganzen Volke gleichmäßig Gewußte, mit religiösem Sinne gleichmäßig Geglaubte. Diese aber ist nur Einzelwissen, auf gelehrtem Wege erworben, durch Schriften vererbt, kritisch angezweifelt, erweitert und berichtigt. Je heller

die Geſchichte wird, um ſo dämmeriger wird die Sage; je mehr jene zum Wiſſen wird, um ſo weniger Gläubige zählt dann dieſe. Ja die Sage flüchtet ſich zuletzt ſogar in das Lager ihrer Gegnerin, gleichſam wie auf Gnade und Ungnade, und ſonderbarerweiſe geſchieht es alsdann, daß ihr von der Geſchichte das Leben erſt geſchenkt wird. Da gewinnt ſie alsdann an hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit unverdient ſo viel, als ſie an religiöſer eben hat einbüßen müſſen, ſo daß ihr urſprünglich religiöſer Inhalt fälſchlich nun zu einem geſchichtlich faktiſchen umgeſtaltet wird. Als religiöſe Mythe iſt ſie dann vor unſerm kirchlichen Glauben verworfen, nun aber nimmt ſie unſer geſchichtlicher Verſtand in ſeinen Glauben auf. Dieß zu zeigen, iſt unſer gegenwärtiges Vorhaben.

Uralte Mythen von derjenigen Heidengottheit, welche über die Heiligung der Gemarkung und Grenze wachte, flüchteten ſich einſt in die Gaugeſchichte der Freienämter und haben ſich da in Folge eines Landraubes, den nachmals das dortige Kloſter Muri am Freienamte wirklich beging, zur geſchichtlichen Sage verkörpert, mit welcher ſeitdem die politiſche Landesgeſchichte jener Gegenden ſelbſt anhebt. Dieſe ſeltſame Umgeſtaltung der Sage zur Geſchichte wird bis heute forterzählt in der Rechtsſage vom Bannräuber Stiefeli oder dem Stiefelreiter in Muri. Bereits in der Einleitung zum zweiten Bande der Aargauer Sagen iſt hierüber ein umfaſſender Bericht gegeben worden. Anſtatt das dorten Geſagte hier zu wiederholen, ſetzen wir lieber voraus, der geneigte Leſer ſei entweder mit jenem Abſchnitte des Sagenbuches bereits bekannt, oder werde ihn im Intereſſe des vor-

egenden Gegenſtandes noch nachſchlagen. Im Nachfolgen-
m wollen wir nun die ſeither neu gewonnenen Materialien
i dieſer Rechtsſage vorlegen und den ganzen Sagenkreis
it einer, wie wir hoffen möchten, endgültigen Erklärung
ſchließen. Die neu gewonnenen Sagen ſtellen wir voraus.

Der Hübelhannes auf dem Neulig. Wenn die
uchen und Tannen reden könnten im Walde auf dem Neu-
gberge, ſie würden noch manches zu erzählen haben von
r Menſchen Ungerechtigkeit, die man immer wieder vergißt,
nd zugleich von Gottes Gerechtigkeit, die immer und un-
eränderlich andauert. Der prächtige Wald auf dem Neulig-
erge im Frickthale hatte ehedem zum Dorfe Zuzgen gehört,
nd das ſchrieb ſich von ſo undenklichen Zeiten her, daß dar-
ber keinerlei Urkunde mehr in der Gemeindelade vorzufinden
ar. Nun geſchah es aber auch ſchon ſehr frühzeitig, daß
eſer Wald dem Nachbardorfe Helikon in die Augen ſtach,
nn der Holzmangel, an welchem es zu leiden hatte, und
s baare Geld, das man für jeden Stamm Bauholz hin-
·ben mußte, war dorten je länger je ſchwerer empfunden
orden. Klagten nun die Helikoner einander ihre Noth, ſo
·berdete ſich allemal der Hübelhans am ärgſten dabei. Das
ar ein Geizhals und Nimmerſatt, und obſchon er als ein
chtzigjähriger Mann bereits mit einem Fuße im Grabe
and, ſcheute er ſich doch nicht der frechen Behauptung, wie
r noch gar wohl der Zeit ſich zu erinnern wiſſe, da der
Neuligwald nach Helikon gehört habe. Dieſes lügneriſche
Wort pflegte er ſo oft im Munde zu führen, daß man ihm
uletzt ganze hundert Gulden zuſagte, wenn er die Sache

zum Rechtsſtreite zu bringen vermöchte; und er dagegen ver-
ſchwur ſich, die Seinigen ſollten den Wald haben, wenn e
auch ſelber für immer und ewig drinnen geiſtern müßte.
Gleich im folgenden Spätherbſt, da die Zuzger ihr Holz in
Neulig ſchlagen wollten, legten die Helikoner dagegen ei
Verbot ein. Jetzt handelte es ſich von beiden Seiten um
Aufbringung rechtskräftiger Beweiſe. Allein Zuzgen hatt
zu ſeinem Unglück kein anderes Beweismittel, als die Aus
ſagen ſeiner beſtandenen Männer, und dieſen konnte Helikon
ſeinen einen Hübelhans entgegen ſtellen, welcher der älteſte
Mann in beiden Gemeinden zugleich war. So blieb nichts
anderes übrig, als ſich gegenſeitig den Eid zuzuſchieben, und
dieß war es gerade, worauf man es in Helikon abgeſehen
hatte. Beide Gemeinden zogen am Schwörtage aus und
ſtanden ſich an der Marke des ſtreitigen Waldes gegenüber.
Da trat der Hübelhans vor und ſprach: So wahr ich meinen
Schöpfer und Richter hier in meinem Hute habe, ſo wahr
iſt der Wald den Helikonern. Hierunter konnten die Zuzger
nichts anderes verſtehen, als daß er bereit ſei, beim höchſten
Gotte zu ſchwören und dazu wohl ein Crucifix im Hute mit
hergebracht haben müſſe. In einer ſolchen äußerſten Sicher-
heit meinten ſie ihr altes Anrecht doch nicht bekräftigen zu
dürfen, ſie gaben alſo ihren Wald verloren und ſchickten ſich
zum Heimzuge an. Höhniſch nahm der Hübelhans ſeinen
Hut ab und rief den Betrübten ein Lebewohl nach, dann
aber zog er daraus einen Milchlöffel und einen Haarkamm
hervor und zeigte den Seinigen pfiffig, wie man mit dieſen
zwei ſchlechten Dingen den einträglichſten Meineid ſchwören

Sünne. Dafür ist ihm denn ganz nach seinem Wunsche geschehen. Der Uebelthäter sitzt bis heute in einer Höhle auf dem Neulig, überzählt seine hundert Gulden und ruft an jedem Tage, an welchem sich sein Verbrechen jährt, von der Höhe hinab: Der Wald ist den Zuzgern! (Seminarist Aug. Frisch von Zuzgen.)

Der Hieno von Tegerfelden. Als vor Zeiten die Waldgrenze zwischen Reckingen und Tegerfelden gezogen werden sollte, schickten beide Gemeinden ihre Ammänner und Bannwarte auf den Platz. Da war's der Bannwart von Tegerfelden, der beim Anhauen der Grenzbäume beständig Allen vorauslief, nach seinem Gelüsten die Gemarkung machte, und jedesmal dazu rief: Hie noh! hie noh goht d'Grenze, so wohr i der Schöpfer ob mer und de Richter uf miner Site ha! Eben so schnell suchten seine Tegerfelder durch Strauch und Gestrüppe ihm nachzubringen, Ziegelstücke, die man Zeugen nennt, auf seine Fußstapfen zu werfen, und darnach von Stelle zu Stelle Marchsteine setzen zu lassen. Der Bannwart hatte sich aber hiedurch an Gott und den Reckingern schwer versündigt. Denn unter dem Schöpfer verstand er nur einen Schöpflöffel, und unter dem Richter den Haarkamm, die er beide unter der Krempe seines großen Wollhutes mit sich trug. Gar schnell darauf starb er, und zur Strafe hört man ihn bis zum heutigen Tag im Walde „hie noh!" rufen. Daraus ist sein Name Hieno geworden. Manchen Reisenden verführt er damit von der rechten Straße ins unwegsamste Gestrüpp. (Lehrer Herzog in Aarau. Aarg. Sagen 2, Nr. 335.) Ein junger

Metzgerknecht aus dem Schwabenlande und zu Zurz
lange in Dienſt ſtehend, ging eines Abends m
Meiſter vom Viehhandel aus dem Surbthale h
kam an der berüchtigten Stelle vorbei, wo die al
grenze geweſen war. Er beſchloß hier zu warten
einmal zu ſehen, was denn Wahres ſei an dem all
Gerede der Leute. Der Meiſter ſchwankte eine Wei
band er das eingekaufte Schlachtvieh, das er ni
heimtreiben konnte, an die Bäume, und duckte ſich
in ein Verſteck. Guten Muthes ſetzte ſich der K
den Strunk einer umgehauenen Eiche, ſchlug ſic
zündete ſeine Tabakspfeife an und ſchrie, während e
wolken in die Luft blies, herausfordernd ein um
Mal Hieno! Nun begann es grauſig durchs Holz z
Mit funkelnden Augen kam ein adlerhaftes Ungethü
packte den Burſchen, fuhr mit ihm in die Luft und
Nu über den Rheinſtrom, dem jenſeitigen Berge zu
rend dieſes nächtlichen Fluges hatte der Metzgerkne
er ſpäter äußerte, nur die Angſt, es möchte ihn d
in die unter ihm rauſchenden Wellen des Rheines
laſſen. Doch ſanft und unverſehrt ſetzte ihn das T
jenſeitigen Bergzuge ab und ließ ihn da in ſeiner B
liegen. Noch bevor aber die Glocken des Zurzacher
zur Frühmeſſe geläutet hatten, erſchien das Ungeth
derum, und in gleicher Weiſe wurde er auf die al
ſtelle zurückgetragen und ebenſo behutſam dorten a
Eichenſtrunk abgeſetzt. Da waren die hergetriebene
nicht mehr zu ſehen, ſie hatten ſich bei Annäher

losgeriſſen und waren ihren frühern Ställen im
le zugerannt. Auch der Meiſter war längſt ent-
hatte Zurzach erreicht, ſeine Schreckensgeſchichte er-
nd lag nun in Folge der ausgeſtandenen Angſt an
ſen Krankheit darnieder. (Otto Schmid, Stud. von
)

neun Markrichter auf der Sinzenmatte. In
reite der beiden Frickthaler Dörfer Galten und Gan-
m den Weideantheil an der großen Sinzenmatte wur-
n Schiedsrichter gewählt, um den verſchiedenen Ge-
n beider Gemeinden je ihre Weideparzelle auszu-
Sie ließen ſich aber von dem Geſchlechte der Kaiſer
und entſchieden ausſchließlich zum Vortheil des Ge-
der Sinzer. Nach dieſem Geſchlechte hat ſeitdem
nd ſeinen Namen. Allein nach ihrem Tode ſah man
Schiedsmänner feurig umherwandeln, ſich ſchütteln,
ige Feuergarben von ihnen fielen, und Stangen an
len ſtecken, wo die Grenzpfähle zur richtigen Thei-
tten ſtehen ſollen. Als nun die Gemeinde faſt von
nderem mehr als dieſer Erſcheinung ſprach, ärgerten
Angehörigen der Verſtorbenen darüber und wollten
ge nicht länger dulden. Sie wurden klagbar und
zur Unterſuchung. Nachdem die Feuermänner Nachts
den wieder geſehen worden waren, begab ſich das
am Morgen darauf in ihre Wohnhäuſer und be-
da ihre ehemaligen Schuhe, die noch unter der Bank
Dieſe waren innen kohlſchwarz und wie verbrannt.
war die Sache zum Erweis gebracht. Sie ſoll vor

sechs Jahrhunderten geschehen sein und bis heute hat sie sich in der Ortserzählung erhalten. (Vgl. Birrcher, das Fricthal 1859, 64.)

Die Gemeinde Schmerikon eignet sich das Wald gut von Tuggen zu. Das Dörflein Tuggen im Kanton Schwyz besaß einen Wald, der drei Viertelstunden weit längs dem Ufer des obern Zürichsees hinging. Das angrenzende St. Galler Dörflein Schmerikon dagegen besaß nur eine ganz geringe Waldparzelle, die gleichfalls dorten am Seeufer lag. Um den gegenseitigen Streitigkeiten über stets wiederkehrende Waldfrevel ein Ende zu machen, hatte jede der zwei Gemeinden einen eigenen Waldvogt aufgestellt, und im Vertrauen darauf konnten nun die Tuggener ihre entfernt liegende Waldstrecke am See lange Zeit ganz unbenutzt ruhen lassen, da sie ohnedies genugsam Holz für ihren Bedarf in der Nähe besaßen. Darauf nun gründete der Schmeriker Waldvogt seinen tückischen Anschlag. Er traf mit dem Tuggener Waldvogt manchmal im Wirthshause zusammen, schmeichelte ihm, hielt ihn zechfrei und gewann ihn endlich, man sagt um die Summe von eintausend Franken, für sein Schelmenstück. Bald nämlich verlangten die Schmerikoner vor Gericht das Eigenthumsrecht jenes ganzen Waldstriches am See, welchen die Tuggener so lange Zeit unbeholzt gelassen hatten. Erst kam's zum obrigkeitlichen Augenschein, dann zum Schwur. Der Schmerikoner Bannwart hatte dazu Erde aus seinem Waldboden in den Schuh gefüllt, den Milchlöffel und den Haarrichter unter den Hut gesteckt, und schwur mit bedecktem Haupte am obern Hügel in der Waldung von

gen ſtehend: So wahr ob mir Schöpfer und Richter iſt, wahr ſteh' ich auf Grund und Boden der Schmerikoner! t dieſer Zeit hat das Schwyzer Dörflein den größern l ſeiner Waldungen an die St. Galler Nachbarn ab- n müſſen. (Seminariſt Janſer von Tuggen.)

Der Bannhölzler von Zug. Der Bannhölzler iſt Geſpenſt jenes meineidigen Mannes, der das Zuger flein Walchwyl um die Walchwyler Almende gebracht Er ließ ſich dieſelbe durch ein Weib aus Schwyz fälſch- ins Erbe geben, um ſie dann mittelſt eines Meineides die Stadt Zug abtreten zu können. Noch in neuerer hat Walchwyl dieſen alten Rechtsſtreit gegen die Stadt er aufgenommen. Auch die Stadt ſchämte ſich, als der t des Bannhölzlers nicht müde wurde, auf einem Schim- die übel erworbene Almende zu durchreiten und ſeinen eid beſtändig auszuſchreien; man ſoll ihn daher durch Entlibucher Hexenmeiſter Krummenacher in den geſpal- n Felſen am Roßberg haben hineinbannen laſſen. Je- ohne Erfolg, ſagt man. Hier hat er nun ſeinen Roß- , aus dem er jede Nacht herausſprengt, um den alten zu thun, und wer bei Tage es wagt, ſeinen Felſenſitz beſteigen, der wird verunglücken. Selbſt Kinder, die ſich ien ſeltene Blumen pflücken wollten, hat er ſchon in den d geſtürzt. (Mündlich aus Cham. Vgl. Aarg. Sag. 2, g. XXIX.)

Nachdem hiemit unſer ſchweizeriſches Material über die ge vom Bannräuber erſchöpft iſt, halten wir noch eine ſchau über das Vorkommen derſelben in andern Ländern

und betrachten zugleich die Rechtssymbole, die hier wieder
beim Eidschwur angewendet werden.

Im isländischen Bezirke Reykjaströnd zieht sich das
birge Tindastoll mit jähem Abfall und ohne Vorland ge
die See herab. Das Vorland ist hier aus folgendem
lasse für immer verschwunden. Hier war einst ein Wal
an den Strand getrieben. Die Leute von Reykjaströnd
die Bewohner von Lararbäkr stritten sich um das Thier,
der Theil behauptete, er besitze hier das Strandrecht u
mithin das Recht auf den angetriebenen Wal. Die Lar
bakr vermaßen sich, ihren Anspruch eidlich erhärten zu woll
und beschwuren auch, daß die Erde, auf welcher sie
ständen, das Eigenthum der Kirche zu Hvammr in Lararb
sei. Das war aber ein Meineid. Denn bevor sie von Ha
weggingen, hatten sie sich aus dem Rasen Sohlen in
Schuhe geschnitten, und so ward ihnen der Wal zu Th
Als sie nun daran waren, ihn zu zerlegen, löste sich v
Tindastoll oben eine Felsmasse ab, ein Bergschlipf ging n
der und verschüttete alle bis auf einen Burschen, der sei
Jugend wegen nicht hatte mitschwören dürfen; der brac
die Botschaft heim. Maurer, Isländische Sagen der Geg
wart, 1860, 203. Mittelst der in die Stiefel gefüllt
Ackererde haben sich die Siebenbürgener Ortschaften Gr
schenk, Rosenau und Katzendorf eine erweiterte Gemein
mark erschworen. Müller, Siebenbürg. Sag. Nr. 302. 3
366. 417. Der Meineidsschwörer von Schönaa hat
Passeiern die zwei Alpen zu Hintersee mittelst Hut u
Schuh abgeschworen. Alpenburg, Tirol. Sag. pag. 2

n J. V. Zingerle's Tirolersagen kehrt dieser Eid um streige Almendsgüter vielfach wieder. Die Dörfer Laatsch und Glurns streiten sich über Wald- und Weiderecht, und derjenige Meineidige, der beides denen zu Glurns zuschwört, muß nun umgehen im Bruggerwalde in Spitzschuhen und n Spitzhut, und heißt das Schusterle. (Zingerle, Nr. 262.) Margreit und Salurn streiten um die Pungga-Alm; der remde aus Kurtatsch, der durch dieselben zwei doppelsinnim Schwurmittel die Alm den Margreitern erwirbt, ist nun s Gespenst des irreführenden Pungga-Mann'l. (Ebenda, r. 263.) Der Geist Stiefel, der auf dem Rathhaus zu alter in den Niederlanden spukt, war einmal eines Verehens beschuldigt worden und sprach abläugnend: Das ist wenig wahr, als Gott weiß was, und ich will zum Stiefel werden, wenn Ihr es als wahr befindet. In demlben Augenblicke wurde er zum Stiefel und geht nun in ieser Gestalt um. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, r. 125. Im Pantoffelgäßchen zu Ypern hört man alle acht den Geist einer ertränkten Frau auf Pantoffeln herumschlappen; und zu Marienburg zieht der Teufel einem unkenen Flucher die Stiefel dermaßen aus, daß auch das leisch von den Beinen mit weggeht, bis der Mann stank nd verdarb. (Ebenda, Nr. 396. 310.

Wir machen hier Halt, um nun den Nachweis zu geben, elche Bedeutung Schuh und Stiefel in den Rechtssymbolen atte. Das reformirte Zürcherfilial Wasterkingen in der errschaft Eglisau zahlt, laut seiner Kirchenrechnung vom ahr 1690, an des Ortspfarrers Besoldung 1 Mütt Kernen

in Frucht, 1 Gulden 32 Schilling in Geld und ein P
Schuhe. „Kirchen-, Religions- und Landfriedensſac
(tom. 3, pag. 437), hdſchriftl. Samml. im Beſitz des A
Fürſprechs Maurer in Bremgarten. Dieſes Servitut entſp
genau der Rechtsſitte, von der im Buche Ruth, Cap
Vers 7 die Rede iſt: „Und es war vordem Sitte in Isr
Bei einer Löſung und bei einem Tauſche zu beſtätiger
gendwas, zog einer den Schuh ab und gab ihn dem ani
und das galt als Zeugniß.“ Jaſon kommt einſchuhig zu
lias, einſchuhig unternimmt Perſeus ſein Abenteuer.
Tempel der egyptiſchen Stadt Chemmis war des Per
Schuh zu ſehen, zwo Ellen groß, und ſo oft Perſeus
im Tempel erſchien, war Ueberfluß in ganz Egypten
Herodot 2, 91. König Orendel in der altdeutſchen S
beſitzt bereits die beiden Wunderdinge: den Ungenähten
und das goldene Turnierſchwert; als er nun zum letz
ſcheidenden Zweikampf in den Sattel ſitzen will, verma
die groben Schuhe, die er noch trägt, nicht in den Ste
zu zwängen. Gott geb dem Schuſter immer Leid, ruf
der dieſe Sohlen ſchnitt ſo breit! Aber Gott ſteht ihm
gleich mit den Siegesſchuhen bei:

do sande im Krist von himile
zwên guldin scô her nidire.

Orendel, ed. Ettmüller 1858, pag. 27. Der Bauer P
mysl wird vom Pfluge hinweg auf den Thron Böhmens
rufen. Die Weidenſchuhe, in denen er herbeikam, wu
im Tempel aufbewahrt und lange Zeiten hindurch bei
Einweihung eines Königs von Böhmen ausgeſtellt. S

Slav. Alterth. 2, 422. Sie waren Wunſchdinge,
ß läßt ſich ſchließen, daß mit ihnen früherhin jeder zu
de König erſt beſchuht werden, d. h. die Inveſtitur
ıgen mußte. Als nämlich Przemyszl mit ſeinen Schuhen
endboten nachfolgt, ſpricht er: Primislaus heiß ich und
ieſe Wahrzeichen den Nachkommen vererben als Glücks-

Diebolt, Hiſtor. Welt, Zürich 1715, 778. Im
en Epos Râmajâna endigt der Streit der beiden Kö-
hne um die Thronfolge mit dem Wechſeln der Schuhe:

Drauf wieder wandte Farata
Zu Rama ſich und ſprach zu ihm:
So ziehe, edler Farata,
Die goldgeſtickten Schuhe aus,
Zum Zeichen, daß dein Erbe du,
Die Herrſchermacht, mir überträgſt.

ıann, Ind. Sagen 2, 344. So gewinnt der Ritter
von Waldeck das Dorf Hüffelsheim mit Mann und
, indem er beim Rheingrafen einen weingefüllten Reiter-
auf einen Zug austrinkt. Rodnagel, Sagenb. Nr. 174.
Schuhmacherzunft zu Antwerpen führt einen gekrönten
im Schilde, weil ein dortiger Schuhlapper den Kaiſer
den Großen, ſtatt ihm bloß den zerriſſenen Stiefel mit
ıar Stichen zuzunähen, auch an dem daſtehenden Gans-
miteſſen ließ. Wolf, Deutſche März. u. Sag. Nr. 290.
die Zwerge, auf dem würtembergiſchen Graneckle woh-
tragen Eiſenſtiefel, und die guten Erdleute bei Mar-
machen dem dortigen Schuſter in jeder Nacht die bei
:ſtellten Schuhe und Stiefel. Wolf-Mannhardt, Ztſchr.
Myth. 4, 170. 171. Der iriſche Cluricaun verfertigt

niedlichſte Schuhe und Holzſchuhe auf den Verkauf. Grimm, Ir. Elf.-M. pag. 97. 114. Ebenſo arbeitet der Zwerg Schanholleken beim Schuſter von Hespicke. Kuhn, Weſtfäl. Sag. 1, Nr. 163. Zwiſchen Oſtra und Hradiſch in Mähren, auf der Straße durch die March, ſitzt der grüne Waſſermann in ſeiner eigenen Schuſterwerkſtätte. Ein Vorbeigehender warf den Roſenkranz auf dieſe Schuſterarbeiten und gewann damit einen Stiefel, der zwölf andere aushielt und den man ihm bei ſeinem Tode mit ins Grab geben mußte. Vernaleken, Oeſterreich. Mythen u. Bräuche, 1859, pag. 190. 195.

Wenn die Geiſter, auf dem Marchfelde wohnend, Stiefel fertigen oder feil halten, ſo bezeichnen ſie ſich damit als Grenzgötter; wenn die Zwerge das Gleiche thun, in Wieſen und Kornfeldern wohnend, ſo ergibt es ſich, das ſie das Grundeigenthum behüten, und Acker und Feld mit Fruchtbarkeit ſegnen. Daher heißt ſogar die langbeinige Kornſpinne auf niederdeutſch Schoſter, Schuhmacher. Müllenhoff, Gloſſar zum Quickborn.

Von dem Rechtsſymbol des Stiefels gehen wir über zu dem des Löffels, welcher in unſerer Sage der Schöpfer heißt. Der ſavoyiſche Adel, der ſich im ſechszehnten Jahrhundert gegen die Stadt Genf verbündet hatte, nannte ſich den Löffelbund. Ihre Loſung, ſagt Wurſtiſen, Basler Chronik pag. 626, waren Löffel, die ſie zu manniglichs Angeſicht am Hals trugen. Sie prahlten, Genf damit aufeſſen zu wollen. Auch jener Hieno, welcher als Gemarkungstheiler die Zurzacher um ihren Wald betrügt, indem er beim Schöpfen

chwört, hat seinen Namen von ahd. hiene, ansa, der Schöpf=
öffel. Er gibt den Löffel noch nicht aus der Hand, sagt
ie Aargauer Volksrede von einem Vater, der nicht vor der
Zeit mit seinen Söhnen theilen will. In der Eifel ist im
Balde Suter der Sutermichel ein landbekannter Irrgeist;
enn er hat mittelst eines Löffels den Wald der Nachbarge=
einde ab= und seinem eigenen Dorfe zugeschworen. Schmitz,
ifelsag. 2, pag. 28. Das Gotteshaus Einsiedeln verwahrt
nter seinen Alterthümern einen Eßlöffel, welchen es für den
es seligen Bruders Nikolaus von der Flüe ausgibt. (Drei=
ach errichtetes Testament des sel. Bruders Claus. Lobrede
om 21. März 1759. Luzern, bei Haut 1761.) Ist der
öffel Symbol des Besitzes, so muß er sich bei Eheverlöb=
ssen und Sterbefällen rechtlich geltend machen. Lieben und
ahlen heißt löffeln. Liebe macht Löffelholz aus manchem
ungen Knaben stolz. Simrock, Sprichw. Nr. 6504. In
öhlers antiquarischem Katalog, Nr. 33, 1858 (pag. 14
. 17) finden sich folgende auf diesen Ausdruck bezügliche
chriften verzeichnet: Löffelkorb, schimpf= und ernsthafter,
n einem Jungfernjäger allen Jungfern und jungen Ge=
llen zum Jahrmarkt verehrt. — Venus=Schuel, d. i. Lehr=
richt von der Liebe, wie ein anfangender Liebhaber und
ngeübter Löffelant in Bedienung einer Dahmen ꝛc. Durch
iebhold Löfflern v. Hertzberg, 1677. Der ehstnische Bräu=
gam nimmt zwei Holzlöffel vom Hochzeitstische, den, mit
elchem er selbst gegessen, und den seiner jungen Frau, zer=
richt sie und zertritt sie. Gut, sagt alsdann der Vater,
s ist das Zeichen, daß ihr Beide ein neues Leben führen

und nicht mehr das alte Brot essen wollet. Sievers, schenbuch der Deutschen in Rußland, 1858, pag. 220. Orientalen heißt sogar ein Sternbild im Norden der Lö

Der Löffel nördlich, der den blanken Stiel
Nach Westen kehret, dient mir nicht zum schöpfen;
Er ist ein glänzend Augenspiel,
Das uns will trösten bei den leeren Töpfen.

Fr. Rückerts Chinesische Volkslieder, daraus in Jolow Polyglotte Orientalischer Poesie, pag. 23. „Den Löffel stecken," nämlich auf das dafür bestimmte Löffelbrett ste nachdem man gespeist hat, heißt auch zu essen aufhö sterben. Dahlmann, Glossar zu Neocorus 2, 592. Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitg. 1857, Nr. bemerkt: Hier (München) ist ein adeliges Haus bekannt, jeder Dienstbote strengen Verweis erhält, wenn ein Sl löffel auf den Boden fällt, denn dann sterbe jemand der Familie, heißt es.

Schuh, Stiefel und Löffel ergeben sich als altük Mittel, einen Besitz rechtlich zu übernehmen, oder abzutr Kommt nun noch Hut und Stab dazu, so erweitern sich vier Symbole zu den vier märchenberühmten Wunschdin auf welche wir nun übergehen.

Der Götterbote Hermes trägt Schuhe, Stab und R hut, alle drei geflügelt. Es sind die Wahrzeichen über scher Geistesbehendigkeit, zugleich göttlicher Schutzverleih Letztere Beziehung haben besonders die Flügel. Schon Seraphim sind sechsflüglig. Wenn der Heiland die Lieb seinem Volke recht innig ausdrücken will, so versicher

er habe Jerusalems Söhne um sich sammeln wollen, „wie eine Henne die Küchlein unter ihre Flügel.“ Die Flügel haften in der deutschen Sage besonders am Schuh; daher hat die aargauische Rechtssage ihre weiteste Ausdehnung genommen unter dem Namen Stiefeli, der da einen allgegenwärtigen, blitzschnellen Reiter bezeichnet. Da Gott Loki als Reisender eintritt in Reidmars Haus, muß er seine Reiseschuhe abziehen und bei Seite stellen. Mit diesen vermag er rasch durch Luft und Wasser zu schreiten; nun sie vermissend, wird er hier vom starken Reidmar auf der Stelle überwältigt. Snorra Edda 132. 137. Des kleinen Hirten Glückstraum (in Bechsteins Märchenbuch) erzählt, wie sich die Gesellen einer Räuberbande gegenseitig Bericht geben über ihr Tagewerk. Einer hat einem General den dreieckigen Hut geraubt; so oft man ihn am Kopfe dreht, knallen aus seinen drei Ecken Schüsse heraus. Ein anderer hat einem schlafenden Reisenden die Stiefel abgezogen, mit ihnen kann man in jedem Schritt sieben Meilen machen. Man hat auch einen Edelmann der Lederhosen beraubt, kehrt man ihre Taschen um, so fällt ein Häuflein Dukaten heraus. Einem Ritter ist sein Schwert genommen: stößt man die Spitze in die Erde, so ersteht ein Regiment Soldaten. Dieses Märchen nennt alle Wunschdinge zusammen, nur den Löffel nicht; andere Märchen nennen statt aller übrigen Wunschdinge allein den Hut. Wenn der arabische Bauer seinen Turban emporhebt nach dem Schatzstrome, der durch die Lüfte geht, so fallen daraus zwanzig Goldstücke herunter. Fr. Rückert, Morgenländ. Sag. 2, 274. Auch unsere Vorstellung weiß

Verwandtes, denn wenn man Verlornes länger ſuchen mu
pflegt man ärgerlich zu ſagen: Teufel, thu' dein Hütch
runter! Alle Witterungsgötter tragen Wetterhüte. D
Erntegottes Wuotan Beiname iſt Sidhhöttr, der Behutet
bei dem ſchwäbiſchen Erntefeſt führt das Volk den alten Hu
tanz auf (Meier, Schwäb. Sag. 2, pag. 442), und die d
zu gebackenen Feſtbrode führen die verſchiedenen Name
Pfaffenhütli, Pfaffenkäpplein, Goldene Hauben, Türkenbun
franzöſ. pain chapelé, Haubenſetzerling, Hütis, Gugelhop
letzteres zubenannt von cucullus, Spitzhut. Daß man b
dieſen Kuchennamen ehemals auch an den beſcherenden Wit
terungs- und Ackergott dachte, erweist ſich noch aus folge
der Legende in Schönwerths Oberpfälz. Sag. 3, 301. D
Apoſtel gingen einſt voran Unſerm L. Herrn durch ein Kor
feld. Da lief der Bauer herbei, pfändete ſie und nahm J
dem den Hut. Doch der hl. Jakobus ſagte: Laß mir d
meinen, ich will dafür euer Kornpatron ſein! Seitdem i
St. Jakob Kornpatron der Bauern, und trägt kein Heilig
einen Hut als er. Ohne dieſe die Götter kennzeichnen
Tracht ließe ſich nicht begreifen, warum das mit dem Häu
chen (amnium) auf die Welt gekommene Kind ein Glück
kind genannt wurde; man ſagte von ihm, es ſei im Hem
geboren, es habe das Glückshäubchen. So erklärt ſich al
der in der Sage neben dem großen Stiefel mitgenann
große Hut.

Alle bisher erwähnten Rechtsſymbole finden ſich verein
in der altindiſchen Märchenſammlung des Soma Deva a
Kaſchmir. Hier wird die Gründungsgeſchichte der St

Pataliputraka erzählt. Der aus seinem Reiche vertriebene König Putraka trifft auf zwei Männer, die heftig mit einander über drei Kleinigkeiten kämpfen, über eine Schale (sie ist der Löffel), einen Stab (er ist anderwärts das Schwert) und ein Paar Pantoffeln (sie vertreten als königliche Abzeichen orientalisch unsern Fürstenhut). Die Männer erklären ihm, was irgend mit diesem Stabe gezeichnet wird, das entsteht sogleich; was für eine Speise in diese Schale gewünscht wird, die ist sofort in ihr, und wer diese Pantoffeln an hat, besitzt die Kraft zu fliegen. König Putraka durchschaut in seiner Weisheit den Werth und die Verwendung dieser drei Güter. Listig läßt er die Streitenden durch einen Wettlauf über den Besitz dieser Dinge entscheiden, indessen zieht er die Pantoffeln an, und fliegt mit Stab und Schale sogleich zu den Wolken empor. Dorten gewann er die göttliche Patali zum Weibe, stieg mit ihr an den Ganges nieder, speiste sie mit aus seiner Schale, als er sie durch den weiten Flug ermüdet sah, und zeichnete, indeß sie ausruhte, mit dem Stabe die Stadt in den Sand, wo der Sôna in den Ganges fließt. Er benannte die Stadt nach seinem und seines Weibes Namen Pataliputraka, des Reichthums und der Bildung Wohnsitz, welche jetzt verkürzt Palibothra heißt. Diese Dichtung ist zu lesen bei Jolowicz, Polyglotte der Orient. Poesie, 234. Benfey, der Uebersetzer der indischen Pantschatantra, erklärt 1, 160, daß dieses Märchen von Putraka von Indien aus mit dem Buddhismus bis nach China vorgedrungen ist, wie auch die Stadt Pataliputraka Hauptsitz des Buddhismus gewesen war. Dieser königliche Städtegründer Altin-

diens erscheint dorten als die älteste Terminalgottheit; zieht nicht bloß Grenzen für das Eigenthum, er baut a Mauern und hütet sie gegen die Macht der großen Strör Dann entwickelt sich Bodenfruchtbarkeit, Frieden und Geist kultur. Alles dieses vermag er, indem er dem Boden Spur seines Flügelschuhes eintritt. So alt ist unsere L desſage, denn eben dieses ist zugleich der Inhalt des a gautschen Stiefelireiters.

3 6105 014 721 638

	DATE DUE	

STANFORD UNIVERSITY LIBR
STANFORD, CALIFORNIA
94305